

A close-up photograph of a person's face, focusing on the nose and mouth. A white, torn-edge paper bandage is stuck across the mouth, covering the lips. The skin is fair and has a visible texture. The background is dark and out of focus.

Ich kann den Mund nicht halten

Joachim Siegerist

Joachim Siegerist

Ich kann den Mund nicht halten





Joachim Siegerist

**Ich kann den Mund
nicht halten**

Joachim Siegerist

Ich kann den Mund nicht halten

Herausgeber:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Dezember 2020

1. Auflage Dezember 2020

Alle Rechte bei:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon: 040 – 298 10 390 – Telefax: 040 – 298 22 240

Druck:
SZ-Druck & Verlagsservice GmbH
Urbacher Straße 10, 53842 Troisdorf

Gestaltung des Umschlags:
Murat Temeltas

ISBN: 978-3-910087-23-1

Inhalt

Vorwort von Dr. Antonio Triani	8
Die alte Dame und die Villa	10
Er hat alle Josephs überlebt	12
Das Auto heißt auch: Mehr Freiheit	14
Morgens um 6 am Werkstor	16
Oh, oh, was für Gedanken!	18
Dann gehen mir die Pferde durch	20
Trotz allem – eine scharfe Waffe	22
Und willst Du nicht mein Bruder sein....	24
Goldene Zeiten des Journalismus	26
Der vornehme Lokusmann	28
Können Tiere trauern?	30
Mein kleiner Freund vom Baum	31
Lieben Sie Deutschland?	32
Und was ist nach dem Tod?	34
Ein Leben in der Vergangenheit	36
Vom Senfpott und vom Ministerpräsidenten	38
Noch ist die Luft nicht raus	40
Der versponnene Alte und sein Erbe	41
Der kleine Dauergast in unserem Büro	43
Buttje, Buttje in de See	45
Darum bedeutet mir dieser Sessel soviel	47
Die Oskolowski ist ein Miststück	48
Sag mal wieder Danke	50
Wenn der Verstand in die Hose rutscht	52
Lieber helfen statt jammern	54
Mit dieser Medizin werden sie 100	56

Der Polizist und der Buhmann	58
DGB Vetter als „Oscha“	60
Die Traum-Villa und das Reihen-Häuschen	62
Alles über meinen guten Marco	64
Von wegen deutsch	66
Blut auf seinem Haupt	68
Unwissendes Toleranz-Geklingel	70
Die grüne Tarnkappe	72
Aber die Eier sind heil geblieben	73
Wofür ich dankbar bin	74
Der liebe Gott hat große Füße	76
Lüge und Wahrheit	78
Diese Zeilen sind an Gott gerichtet	80
Der schönste Platz auf der Welt	82
Das Thema Sparbuch und Zinsen	84
Alte deutsche Schlager	85
Die Kraft der Bäume	86
Mit dem Floß nach Amerika	88
Der Unfall nach Weihnachten	90
Was ist mit den schwarzen Engeln?	92
Eine Pistole als Gefallen	94
Ein kleines Pressewunder	95
Da liegt Ekel Alfred daneben	96
Die „Biene Maja“ macht es richtig	97
Das kleine Messer-Mädchen	99
Was machen Gottes-Leugner?	101
Die Kakerlake bei der Chini-Mama	103
Tauchstation – Sabbelpott kommt	104
So war das mit Willy Brandt	105

Mit diesen Dreien möchte ich sprechen	107
Der Kopf rollte über den Mühlenweg	110
Ich bin die Buchela – ich bin nur einmal da	111
Da geht einem der Hut hoch	114
Was ich im Müll-Container fand	116
Drum prüfe, wer sich ewig bindet	118
Eine wunderbare Geschichte	121
Sie ist nicht verrückt	124
Der alte Herr in der letzten Reihe	126
Eine Steckrübe und die Madonna	128
Urlaub in Diktaturen?	129
Das verfluchte Haus	131
Das törichte Wort von der Selbstverwirklichung	134
Wir bestimmen, was richtig und falsch ist	136
Davon schielt mein Hund Flirt	138
Sind wir nicht alle ein „büschen“ eitel?	140
Ein schlagendes Argument	142
Wie wir zum Weihnachtsbaum kamen	144
Platsch – Wasser auf die Köpfe	146

Vorwort

Wenn der Autor dich bittet, sein neues Buch zu lesen, um darüber zu sprechen, kannst du es nicht verweigern, auch wenn die Aufregung groß ist.

Deswegen habe ich beschlossen, alles mit den Augen des Herzens zu lesen, handelt es sich doch um das Buch eines großen Freundes von mir.

Die von Joachim beschriebene Menschlichkeit ist die, die täglich unter uns ist, die wir alle anerkennen müssen.

Das geschieht nur, wenn wir den Mut haben, neugierig zu sein, um zu erkennen, wer der andere wirklich ist, zu wissen, was er macht, zu verstehen, ob wir etwas tun können.

Wir sollten nicht schauen, um zu urteilen, aber wir sollten schauen, weil die Geschichten von gestern und heute auch zu uns gehören.

Joachim hat eine Eigenschaft, von der ich möchte, daß sie ihm immer anerkannt würde: er sieht und interpretiert die Wirklichkeit, die ihn umgibt, nachdem er experimentiert und sich bemüht hat, mit den richtigen Augen zu sehen.

Joachim hat ein in vielerlei Hinsicht schönes, in mancher Hinsicht komplexes Leben gelebt.

Sein Leben und sein Modell, vergangene und gegenwärtige Ereignisse zu interpretieren, haben stets kontroverse Meinungen und Gefühle hervorgerufen, aber man muß ihm das Verdienst zuschreiben, vielen gewöhnlichen Personen Würde zurückgegeben zu haben, (nämlich) Helden des täglichen Lebens, die verlassen oder vergessen worden sind.

Dies wurzelt in seiner Aufgabe, die rechte Ruhe den turbulenten Erinnerungen zuzugestehen und die Heiterkeit all jenen, die gelebt und an etwas geglaubt haben, das sich dann als trügerisch herausgestellt hat, vor allem jenen Söhnen, die diese Bürde geerbt haben.

Ich habe das Glück gehabt, mit ihm viele Erfahrungen zu teilen, schöne und lehrreiche, und beim Lesen seiner Texte verstanden, daß sein umfangreiches literarisches Werk der Versuch ist, seiner Generation die Freude am Leben und der Erinnerungen wieder nahezubringen.

Seine Erzählungen erinnern mich oft an den Engel von Wenders, der im Leben eines jeden erscheint, um zu helfen, eine angenehmere Geschichte zu leben.

Joachim hat nie Angst gehabt, seine Geschichte zu erzählen, welche häufig jener von denen gleicht, die in wichtigen Abschnitten des Lebens gelitten haben, aber immer folgendes bewahrt haben: die Freude am Spiel, am Spaß, daran, auch in komplexen Momenten des Lebens ein offenes und zuversichtliches Gemüt zu bewahren.

Sein Buch ist eine Einladung zur Lektüre, denn ich bin sicher, daß jeder von uns sich selbst wiederfinden wird oder das Gesicht der eigenen Freunde, während er die fesselnden Geschichten liest, die uns erzählt werden.

Dr. Antonio Triani
Bozen/Südtirol im November 2020

Die alte Dame und die Villa

Die alte Dame blieb vor der Villa stehen. Ein ungepflegtes Haus. Aber es war zu sehen: Es gab bessere Zeiten. Die Villa ist seit Jahren verlassen. Die alte Dame öffnet das Gartentor, pflückt sich einige Narzissen, sagt zu mir: „Zur Erinnerung an bessere Zeiten“. Ich bin neugierig geworden, frage, was sie mit dem Haus verbindet. „56 Jahre habe ich hier gewohnt. Meine Eltern haben hier gelebt, meine Kinder sind hier geboren. Das Haus ist ein wichtiger Teil meines Lebens“. Nicht weit entfernt ist die Alster. „Da sind wir im Sommer noch geschwommen. So sauber war das Wasser“. Der Ehemann starb, die Kinder gingen aus dem Haus. Es wurde der allein gebliebenen Frau zu groß.

Viele Interessenten kamen, obwohl der Preis hoch war. Eine der besten Lagen in Hamburg. Ein Hamburger Reeder war unter den Kaufinteressenten. Er wollte die Villa abreißen, ein mehrstöckiges Wohnhaus bauen. Die alte Dame war entsetzt, sagte Nein – obwohl der Reeder fast das Doppelte des vorgesehenen Verkaufspreises zahlen wollte.

Ein junges Ehepaar war verliebt in das Haus. Aber die Bank verweigerte den erforderlichen Kredit.

Ein Handwerker wollte das Haus zu einer Werkstatt umbauen. Werkstatt in dem Haus, in dem die alte Dame die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte.

Schließlich ein Kaufmann mit einer angenehmen Ehefrau und drei Kindern. Schnell waren sie sich handelseinig.

Die alte Dame zog in eine kleine Wohnung – ganz in der Nähe. Dann plötzlich eine schreckliche Meldung. Der junge Kaufmann war im Ausland bei einem Verkehrsunfall

ums Leben gekommen. Seine Frau wollte nicht in das gekaufte Haus ziehen.

Fünf Jahre steht es nun schon leer. Warum es nicht verkauft wird? Trotz mehrerer Nachfragen erhält die alte Dame keine Antwort von der Witwe.

Täglich geht sie an dem Haus ihres Lebens vorbei – und immer bleibt sie davor stehen. Manchmal wischt sie sich Tränen aus dem Gesicht. Die Narzissen geben ihr Trost. Sie hat die Blumen in eine Vase vor dem Bild ihres Mannes gestellt.

Er hat alle Josephs überlebt

„Ich habe alle Josephs überlebt, Joseph Goebbels, Joseph Stalin – nur ich lebe noch. Ich. Där Joseph“. Strahlend verkündet er die frohe Botschaft in der Bremer Zeitung WESER KURIER. Joseph, Rußland-Deutscher, war Hilfsarbeiter in dem Betrieb, in dem ich Schriftsetzer lernte. Ein roter Laden, obwohl der Hauptbesitzer knallharter Kapitalist war.

Die Mitgliedschaft in der kommunistisch unterwanderten Gewerkschaft IG Druck und Papier war ein Muß. Wer sich dagegenstellte, der hatte es schwer. Joseph, Mitglied dieser Gewerkschaft? „Die können mich mal“, sagte er nur und unterschrieb einen Aufnahmeschein der Christlichen Gewerkschaften, den ich ihm gegeben hatte. Für die Roten waren Mitglieder der Christlichen Gewerkschaft „Arbeiterverräter“ und „Kapitalisten-Knechte“.

Joseph störten die Anfeindungen nicht. Er hatte in Rußland Schlimmeres erlebt. Deportiert an den Polarkreis. Workuta. Vorort der Hölle. 10 lange Jahre schuftete er dort in den Kohlegruben. Die Menschen starben wie Fliegen. So schnell. Hunger, Kälte, Schikanen, Krankheit. Joseph überlebte nur, weil er kräftig und gesund war.

Bei seiner Entlassung wog er noch ganze 47 Kilo. Immer wieder stellte er mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen Ausreisearträge. Abgelehnt. Er blieb hartnäckig. Anfang der Sechziger – endlich war es soweit.

In Bremen lebte eine Tante. Dort fand Joseph mit Frau und Kindern eine erste Bleibe. Die Söhne besuchten Deutsch-Abendkurse an der Volkshochschule. Ein Jahr. Das reichte. Danach Berufsausbildung. Einer Krankenpfleger, der andere als Kfz-Mechaniker. Und Joseph fand

den Job beim WESER KURIER. Das grafische Gewerbe zahlte gut. Joseph war glücklich. Wenn da nicht Die roten Gewerkschaftsbonzen machten ihm das Leben schwer. Einmal sagte er mir „Die müßten alle nach Sibirien. Dann würden sie wissen, wie der Sozialismus wirklich aussieht.“

Mich ließen die Anfeindungen kalt. 16 Jahre und voller Idealismus. Wer kommt dagegen schon an?

Joseph: „Jut so Jungelchen. Die Zähne sollen sie sich an Dir ausbeißen. Dreck, Dreck – Kommunisten weg, weg“. Nach meiner dreijährigen Lehre verließ ich den WESER KURIER, um bald danach zum Militär zu gehen.

Joseph blieb bis zu seinem 65ten Lebensjahr im Betrieb. Er warb noch 5 Mitglieder für die Christlichen Gewerkschaften. Als ich ihn Jahre später auf dem Marktplatz in Bremen traf, sagte er mir lachend wieder diesen Satz: „Ich habe alle Josephs ieberläbt. Joseph Goebbels, Joseph Stalin – nur ich lebe noch. Ich. Der Joseph.“

Das hätte ich fast vergessen: Wenn der Personalchef nicht auf Josephs Seite gestanden hätte – dann wäre er den Job losgeworden. Joseph hat russisches Temperament. Als ihn Otto, der DGB-Kassierer, wieder einmal als „Arbeiterverschleimer“ beschimpfte, gab Joseph ihm einen kräftigen Tritt in den Hintern und schüttete ihm das Dreckwasser aus einem Eimer der Putzfrau über den Kopf. Ja – das war der Joseph. Er hat alle überlebt. Er, der Joseph.

Das Auto heißt auch: Mehr Freiheit

Wie stolz war ich auf mein erstes Auto. Ein stahlblauer FORD Escort. Am Wochenende – das war klar – immer große Reinigung. Nicht in einer Waschanlage. Nein – auf der Straße vor der Haustür. Erst mit Schaum einreiben, den Schmutz abwaschen, dann mit einem Wasserschlauch abspritzen. Und natürlich polieren. Vor allem die Chromleisten.

Alle vier Wochen habe ich den Wagen gewachst und mit Polierwatte blank gewienert.

Nicht auf Raten gekauft. Sondern mit selbst verdientem Geld und einem kräftigen Zuschuß von meinem Bruder Manfred bezahlt. 15 Prozent Rabatt.

Hellbraune Ledersitze hatte der Escort und schwarze Fußmatten.

Mit einem kleinen Batterie-Staubsauger die Innenreinigung. Mit dem neuen Auto auch die erste Anstellung als junger Polizeireporter beim Bremer WESER KURIER.

An freien Tagen Fahrten in den Harz, an die Nordsee und manchmal auch bis Garmisch. Wie wird das Auto heute veräußert. Für mich machte es das Leben schöner. Aber auch ein schlechtes Autoerlebnis hatte ich. Als 10jähriger wurde ich auf einem Zebrastreifen von einem Auto erfaßt und schwer verletzt. Ein alter Mann, den die Fahrerin überrollte, starb noch am Unfallort. Linke Ideologen würden das als Argument für ihre Auto-feindliche Gesinnung verwerten.

Aber ein Auto bedeutet auch mehr Freiheit, mehr Beweglichkeit, mehr Erfahrungen durch das Kennenlernen des Landes.

Die Kinderzeit, Tante Lina, die Schwester meiner Mutter, war mit Onkel Otto verheiratet. Die Attraktion in den Fünfigern: Onkel Otto hatte einen „Plastik-Bomber“, den Lloyd. Jedes Wochenende von Wiesbaden in den Rheingau. Klapptisch, ein Grill, Holzkohle und die passenden Camping-Stühle. Manchmal gelang es mir, Onkel Otto zu überreden, einen Mercedes zu überholen. Das war für mich wie der Sieg David gegen Goliath.

Ein fanatischer Autofahrer war ich nie. Aber das Auto war für mich eine große Portion Freiheit.

Die Grünen haben das Auto zum Buhmann der Nation gemacht.

Am liebsten würden sie autofreie Tage einfach bestimmen, wieviel PS „moralisch vertretbar“ sind, und Drosseln der Geschwindigkeit. Für mich ist das gleichbedeutend mit einem Angriff auf die Freiheit. Erst das Auto, dann Vorschriften, was wir essen dürfen und was nicht und so weiter. Die Heilsversprechungen der Grünen sind fast immer Verbote und Vorschriften. Warum kapieren das so viele Deutsche nicht?

Morgens um 6 am Werkstor

Hut ab vor diesen beiden Frauen. Sie gehören zu den reichsten Familien Bremens aber sie stellten sich morgens um 6 Uhr zum Schichtbeginn vor die Werkstore der größten Bremer Betriebe und verteilten an die Arbeiter Flugblätter des Christlichen Gewerkschaftsbundes (CGB).

Das war mutig. Denn die Kommentare einiger Arbeiter waren alles andere als angenehm. Aber die zwei Frauen ließen sich von ihren Männern die Flugblatt-Aktionen nicht ausreden. Wochenlang zogen sie die Sache durch. Der Grund: „Es ist kein Naturgesetz, daß die Arbeiter, durch den DGB beeinflusst, SPD wählen“.

Im Bekanntenkreis rümpfte manch einer die Nase. Es paßte so ganz und gar nicht in die Vorstellungswelt vornehmer Bremer Familien. Zum Kaffee im 5-Sterne-Park-Hotel, Cafe Knigge in der Sögestraße – das war der Treff. Nicht zu nachtschlafender Zeit die Werkstore von Mercedes oder der Klöckner Hütte. Das soziale Gewissen wurde durch Spenden an den LIONS-Club beruhigt.

Ansonsten fühlte man sich besonders wohl in der CDU-Frauenvereinigung. Der Ehemann der einen Flugblatt-Frau war Unternehmer und CDU-Landesvorsitzender, der andere zurückhaltender Förderer der CDU, der deutlich mehr Einsatz der Union für die Arbeitnehmer forderte.

Die beiden Frauen erinnerten mich irgendwie an den Film „Der kleine Lord“, dessen Mutter ins Armenviertel des Dorfes ging und die Nähe der armen Menschen durch Hilfen und Nächstenliebe suchte.

Ich traf die beiden Frauen Jahre später im Park-Hotel. Erinnerungen kamen hoch. Beide sagten mir: „Es hat auch

uns gut getan, daß wir die Arbeits-Realität der meisten Menschen durch unsere Aktionen vor den Werkstoren aus eigener Anschauung kennengelernt haben. Wir haben uns schon deftige Sprüche anhören müssen. Aber es gab auch schöne Erlebnisse.

Ein Arbeiter gab uns aus seiner Thermoskanne heißen Kaffee und sein Pausenbrot – meinte mitleidig: „Mädchen, was macht ihr hier? Ich finde das toll – aber ihr verkühlt euch.“ Ein anderer stellte sich schützend vor uns als ein übereifriger Linker die Flugblätter aus unseren Händen reißen wollte – und verteilte demonstrativ mit.

Einmal kam sogar der linke Betriebsratsvorsitzende zu uns, sagte: „Was ihr da verteilt, paßt mir überhaupt nicht. Aber daß ihr hier so früh am Morgen für eure Sache kämpft – alle Achtung.“

Noch einmal: „Hut ab vor diesen beiden Frauen!“

Warum soll ich nicht die Namen sagen? Es sind die Frauen von Uwe Hellweg und Bernd Hockemeyer.

Oh, oh, was für Gedanken!

Ja – das war eine beinahe fanatische Begeisterung. Mein Eintreten für die Christlichen Gewerkschaften. Ich konnte nur schwer begreifen, daß es nicht sehr viele Arbeitnehmer gab, die dort mitmachen wollten. Schwierigkeiten mit dem im Betrieb verankerten DGB? Die Sorge vom Arbeitgeber als Störenfried betrachtet zu werden? Das zählte nicht für mich. Ähnlich sah es mein Klassenkamerad aus der Berufsschule, Manfred Reuß. Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Immer wieder bewegte uns die Frage: „Wie können wir die Christlichen Gewerkschaften bekannter machen? Seltsame Ideen, die uns da durch den Kopf gingen. Die verrückteste: Am Bremer Domshof hielt der DGB seine jährliche Mai-Kundgebung ab. Ein großes DGB-Transparent an der Stirnseite. Ich wollte in der Nacht das D beim DGB gegen ein C auswechseln. Manfred hielt mich davon ab – zum Glück. Harmlos die nächste Aktion: Wir gingen zur Aufsicht des Bremer Hauptbahnhofes. Dort ließen wir dann den Satz ausrufen: „Theodor Teriete, Mitglied des Deutschen Bundestages und Vorsitzender der Christlichen Gewerkschaften, bitte bei der Aufsicht melden.“

Es klappte – und wir kamen uns vor wie geniale Werbe-Strategen. Dreimal funktionierte dieser Trick.

Dann stürzten wir uns auf die Verteilung der Deutschen Gewerkschaftszeitung DGZ. Tausende von Exemplaren in die Bremer Briefkästen. Reaktion Null.

Ich fand die Zeitung „super“. „Bescheiden“ wäre wohl besser gewesen. Es gehörte später zu meinen schönsten journalistischen Arbeiten, daß ich das Blatt als ehrenamtlicher „Chefredakteur“ zu einer scharfen Waffe gegen den DGB und für christlich-soziale Politik formen durfte.

In der DGZ deckte ich in einer Fortsetzungsserie die üble Nazi-Vergangenheit des damaligen Gewerkschafts-Chefs Heinz Oskar Vetter auf.

Von der Bahnhof-Anzeige bis hin zum professionell gemachten Blatt – ein langer Weg. Ich bin ihn gern gegangen.

Dann gehen mir die Pferde durch

Eigentlich wollte ich die Finger davon lassen – von der Politik in Lettland, mich ausschließlich auf soziale Hilfen in dem kleinen Balten-Staat konzentrieren. Aber wenn ich sehe, daß dort Korruption und schamlose Selbstbereicherung in der Politik nach wie vor „normal“ sind – dann gehen mir die Pferde durch. Vor einigen Wochen prangerte ich das – wie früher immer wieder – erneut an. Wäre die Politik sauber – ich müßte nicht um Geld für Suppenküchen, Bekleidung, Schuhe, Geld und Medikamente betteln. Bei einer sauberen Politik der Sozialen Marktwirtschaft gäbe es in Lettland keine Not.

Im März gab ich mehreren lettischen Journalisten ein Interview. Thema u.a. Korruption. In 10 Punkten sagte ich, was ich an der lettischen Politik verändern würde.

Anders als in Deutschland – wo ich verschwiegen werde – die meisten Journalisten berichteten breit und positiv über meine Vorschläge und immer wieder die Frage: „Kehrt Siegerist zurück in die lettische Politik?“ Erinnerungen an die Neunziger. Damals fehlte mir nur eine Stimme zur Regierungsbildung.

Nein – ich gehe nicht zurück in die lettische Politik. Die Arbeit bei den Konservativen erfordert zu 100 Prozent meinen Einsatz – und ich liebe diese Arbeit.

Aber hin und wieder den Mund aufmachen – das muß einfach sein. Meine Hoffnung: Ich ermuntere anständige Frauen und Männer in Lettland, sich zusammenzutun und bei der nächsten Wahl anzutreten. Eines ist gewiß – auf meine Hilfe ist zu rechnen.

Ich bin froh, daß mein Wort in Lettland so etwas Ähnliches ist wie das soziale Gewissen der Nation. Das werde ich zum passenden Zeitpunkt voll in die Waagschale werfen.

Trotz allem – eine scharfe Waffe

Eigentlich ist es ein kleines Wunder, daß Die Deutschen Konservativen noch existieren und nach wie vor eine scharfe Waffe sind. Die Zahl unserer Gegner ist groß – und es wird nichts unversucht gelassen, uns in die Kniee zu zwingen. Früher hatten wir es einfacher. Vor allem als Franz Josef Strauß noch lebte. Er hielt einen schützenden Schirm über uns und half finanziell. Bis zur Kohlschen Spendenaffäre bekamen wir auch Spenden von Firmen. Axel Springer veröffentlichte Zeitungsanzeigen von uns kostenlos. Die Arbeit war einfacher als heute.

Vorbei. Und ganz offen: Ich trauere diesen Zeiten nicht nach. Wir sind von keinem abhängig. Rechenschaft haben wir nur denjenigen abzulegen, die uns mit meist kleineren Spenden unterstützen und die Arbeit erst möglich machen. Das ist einmalig in Deutschland. Die vielen Spenden meist „kleiner“ Leute finanzieren einen Kampf gegen Linke, Grüne & Co. Zu den Spendern gehören konservative CDU- und CSU-Anhänger – aber auch AfD-Mitglieder, vereinzelt FDP-Anhänger und sogar rechte Sozialdemokraten. Und es ist so: Mit rechten Sozis kommt man oft besser zurecht als mit linken CDU-Leuten.

Wir sind nur eine kleine Truppe im Hamburger Büro. Ganze fünf Personen. Aber die sind mit dem Herzen dabei. An manchen Wochenenden muß gearbeitet werden. Niemand ist dagegen.

Die Mannschaft ist klein. Unser technischer Apparat ist einmalig für einen Verein. Technisch sind wir auf dem Niveau der CSU-Landeszentrale in München. Innerhalb von nur zwei Tagen können wir mehr als 100.000 Briefe versenden – dazu Broschüren oder Flugblätter. Fast alle

Kampagnen werden durch Zeitungsanzeigen begleitet. So erreichen wir ein Millionen-Publikum.

Es gibt zwar Zeitungen, die unsere Anzeigen ablehnen – aber noch genug, die sich den Auftrag nicht entgehen lassen. Selbst dann, wenn sie deswegen von den Linken beschimpft werden. Einschüchterung von Zeitungen oder Hotels, in denen wir tagen möchten – das ist normal. Die „Toleranz“ der Linken ist bis in die Schulklassen zu spüren. Wir bekommen immer wieder glaubwürdige Meldungen von konservativ eingestellten Schülern, die von linken Lehrern schikaniert werden und ganz bewußt schlechtere Zensuren bekommen.

Einige Bewohner von Altenheimen bitten darum, daß wir neutrale Briefumschläge benutzen, weil sie sich sorgen, daß sie sonst Ärger mit dem Pflegepersonal bekommen.

Die linken Ideologen versprechen mehr Freiheit. In der Realität gilt diese Freiheit aber nur für sie selbst. Andersdenkende werden unterdrückt, diffamiert oder ausgegrenzt. Mir lag es auf dem Herzen, Ihnen das einmal ungeschminkt mitzuteilen. Ja – es ist ein kleines Wunder, daß wir trotzdem bestehen und doch immer wieder die Linken demaskieren. Solange die vielen, vielen Freunde uns die Treue halten, wird sich daran auch nichts ändern.

Und willst Du nicht mein Bruder sein....

73 bin ich. Jahrgang 1947. Manchmal blicke ich zurück und denke an die vielen ungewöhnlichen Erlebnisse, die ich als Journalist hatte und immer noch habe.

Wahl des Kanzlers. Willy Brandt oder Rainer Barzel. Mit Hilfe Honeckers wurde Brandt gewählt. Eine gekaufte Stimme. Die Sozis sprachen von Verleumdung. Alles nur Theaterdonner. Es stimmte doch: Der CDU-Abgeordnete Steiner hatte sich für 50.000 D-Mark verkauft.

Was ich leider erst Monate später herausbekam: Auch den FDP-Abgeordneten Wilhelm Helms aus Niedersachsen hatte man versucht, einzukaufen. Viel wurde ihm geboten: Helms hatte Vertrauen zu mir und erzählt mir, was ihm von SPD-Leuten für seine Stimme geboten wurde:

1. Ein Koffer, gefüllt mit Geld.
2. Ein Staatssekretärposten.
3. Ein Scheck, bei dem er die Summe selber hätte eintragen können.

Helms schwieg. Er schämte sich, daß er solche Angebote bekommen hatte.

Ich machte damals eine Schlagzeile in der BILD am SONNTAG. Die linken Medien nahmen es kaum zur Kenntnis.

Zuvor wurde eine regelrechte Hetzjagd auf den grundehrlichen Landwirt Helms veranstaltet. Morddrohungen, Darstellung als eine Art ungebildeten Dorf-Deppen, nächtlicher Telefon-Terror. Eine lange Liste. Immer verbunden mit der Hoffnung, ihn einzuschüchtern oder einzukaufen. Im Bundestag folgten ihm Sozis sogar bis auf die

Toilette. Ein Paradebeispiel sozialistischer Methoden. Axel Springer hatte mich gebeten, Helms über BILD Schützenhilfe zu geben. Wie ist Helms wirklich? Als ehemaliger Landrat war er in seinem Kreis in Niedersachsen bekannt wie ein bunter Hund. Ich sprach mit 20 Leuten. Einfache Bürger, Polizisten, Kreistagsabgeordnete von der SPD, FDP und CDU. Ausnahmslos positive Beurteilung. Ein Sozi: „Ich teile nicht seine politische Meinung. Aber dieser Mann hilft jedem, egal die politische Ausrichtung. Schade, daß er kein Genosse ist“. Das Lachen konnte ich mir nicht verkneifen.

Später wurde Wilhelm Helms Europa-Abgeordneter der niedersächsischen CDU. Natürlich hieß es nun: „Späte Belohnung für seine Stimme zugunsten Rainer Barzels.“ Die Wahrheit. Ich hatte für Ernst Albrecht weitgehend den Wahlkampf für die CDU organisiert. Als eine Art Leihgabe Axel Springers. Als Gegenleistung hatte ich das Mandat für Helms gefordert. Dankbarkeit gehört nicht unbedingt zu den Tugenden der Union. Ich wollte mit meiner Forderung eine Art Rehabilitation, Dankeschön für diese ehrliche Haut erreichen.

Für mich war die ganze Affäre ein Paradebeispiel nach dem Motto: „Und willst Du nicht mein Bruder sein

Besonders gute Erinnerung: Peter Bachér war damals Chefredakteur der BILD am SONNTAG. Er schenkte mir als Dank für die Geschichte eine Wochenendreise nach Rom.

Goldene Zeiten des Journalismus

Es war eine meiner besten Serien, die ich für die HÖRZU geschrieben hatte: Besuch beim thailändischen König, den ich einige Tage mit dem HÖRZU-Fotografen Uwe Hempen und einem Dolmetscher begleiten durfte. Auch ins Goldene Dreieck – dort, wo die noch steinzeitlich lebenden Bergbewohner Mohn anbauen, der von „Spezialisten“ zu Heroin „veredelt“ wird.

Die Kosten waren gewaltig. 30.000 D-Mark! 14 Tage. Flüge, Hotel, ein Hamburger Professor, der thailändische Sprache und Kultur lehrt. Die in Thailand üblichen Gastgeschenke. Wir lebten nicht auf großem Fuß. Die hohe Summe kam rasch zusammen.

In Hamburg warnte mich Peter Bachér vor, Chefredakteur: „Sie müssen sich vor der Verlagsleitung wegen der hohen Kosten rechtfertigen. Wappnen Sie sich.“ Peter Bachér stand immer auf meiner Seite. Ein großartiger Chef. Drei große Fortsetzungen plus Titelbild. „Wir hatten noch nie eine so teure Reportage“, klagte der Verlagsleiter. Etwas hochmütig-jugendlich meine Antwort: „Es hat auch nur selten eine Reportage in HÖRZU gegeben, die so viel gelesen wurde“. Das stimmte. Die Marktforschung des Verlages kontrollierte das nach jedem Erscheinen eines neuen Blattes.

Mich ließ die Kritik kalt – und Peter Bachér schmunzelte. Damit war die Sache vom Tisch.

Warum erzähle ich das? Bis in die Achtziger gab es für die HÖRZU goldene Zeiten. Über 4 Millionen Auflage, reichlich Anzeigen, eine Art Monopol. Fast ohne Konkurrenz, von einigen Billigblättern abgesehen, die uns aber nicht wehtaten. Der Journalismus damals war anders als der heu-

tige. Vor Ort recherchieren, mit den Menschen sprechen, Reisen in ferne Länder. Die Reportagen lebten, fesselten den Leser; hatten Fleisch und Blut. Die Leser waren gespannt auf die folgende Ausgabe. Heute? Ich kann mich immer amüsieren, wenn junge Journalisten weltpolitische Kommentare schreiben, obwohl sie kaum einige vernünftige Zeilen über einen simplen Verkehrsunfall zu Papier bringen können. Einer schreibt vom anderen ab und fast immer ersetzt das Internet Recherchen vor Ort. Der Kostendruck ist heute ein ganz anderer.

Manchmal kaufe ich mir noch die gute, alte HÖRZU. Aber nur aus alter Anhänglichkeit. Man merkt dem Blatt an, daß es mit kostengünstigen Fesseln produziert wird. Ähnlich bei den verschiedenen Illustrierten, einschließlich SPIEGEL und STERN.

Die goldenen Zeiten des Journalismus gibt es nicht mehr. Es waren großartige Jahre.

Der vornehme Lokusmann

Er nimmt seine Arbeit sehr wichtig – der Lokusmann. Alle vier Wochen kommt er zu uns ins Büro, kontrolliert die automatische Toilettenbrillen-Reinigung, füllt neue Spülmittel auf.

Er führt penibel Buch über jede Reinigung. Ort, Datum, Uhrzeit. Auch kurze Kommentare kommen in sein Buch. Je nachdem – „sauber“ oder „sehr schmutzig“.

„Drei Jahre war ich arbeitslos“, sagt er. „Ich bin froh, diesen Job gefunden zu haben. Gute Bezahlung, nette Kunden, vernünftige Arbeitszeiten.“ Seinem Sohn ist der Beruf des Vaters peinlich. In der Schule haben andere Kinder davon erfahren, nennen ihn „Klosett-Rutscher“. Der Lehrer knöpft sich diese Kinder vor – aber in vernünftiger Weise. „Wie würden wohl unsere Städte aussehen, wenn es keine Müllmänner gäbe? Was ist schlecht daran, wenn ein Mann Toiletten reinigt? Ist das nicht besser, als arbeitslos zu sein? Ich wünsche mir auf den Autobahn-Toiletten Toilettenfrauen oder Toilettenmänner. Diese Toiletten sind kein Aushängeschild für Deutschland. Mein Vater war Flüchtling. Er mußte nach dem Krieg Schweineställe ausmisten. Als Chemie-Professor. Er hat sich dafür nicht geschämt, konnte so die ganze Familie ernähren. Der Bauer zahlte mit Lebensmitteln. Arbeit stinkt nicht. Aber Spott über Arbeit – das stinkt erbärmlich.“

Übrigens – den vornehmsten Toilettenmann hatte das Kranzler in Berlin. Lange Jahre mein Lieblings-Café! Heute existiert es nur noch als Mini-Café. Damals war das Kranzler noch große Bühne. Sehen und gesehen werden. Ja – der Lokusmann. Ein vornehmer Herr. Ging man zur Toilette, begrüßte er einen mit „Willkommen, mein Herr“, beim Verlassen des stillen Örtchens: „Beehren Sie uns bald wie-

der, mein Herr“. Das war immer eine filmreife Szene. Dafür gab ich gern ein anständiges „Trinkgeld“. Allein wie er einem Seife und Handtuch reichte. Das war kein einfaches „in die Hände drücken.“ Er hielt Handtuch und Seife so feierlich hin wie ein katholischer Priester das Weihrauchgefäß.

Mit der Verkleinerung des Kranzlers, reduziert auf eine kleine Fläche in der ersten Etage, verschwand auch der Toiletten-Direktor.

Er war übrigens pensionierter Buchhalter, der sich als Lokusmann ein schönes Stückchen Geld dazuverdiente. Davon gönnte er sich mit seiner Frau einmal im Jahr vier Wochen Capri.

Können Tiere trauern?

Lorchen – wie Opa Witte ihn nannte – war ein ausgemachtes Miststück. Scheinbar friedlich saß der bunte Papagei auf der Stange seines großen Käfigs und krächzte „Lorchen lieb“, wenn man sich dem Käfig näherte. Lorchen war aber alles andere als lieb. Opa Witte ermunterte jeden Besucher: „Gib Lorchen einige Sonnenblumenkerne. Die mag er.“ Fast jeder fiel darauf rein. Auch ich einmal. Sobald sich die Hand mit den Sonnenblumenkernen dem Käfig näherte, hackte der Papagei – Opa Witte behauptete, er ist 80 Jahre alt – mit seinem scharfen Schnabel. Dabei gab es immer kleine Verletzungen – und Opa Witte hatte seine Freude. „Die passen gut zusammen, Opa Witte und Lorchen“ sagten Nachbarn.

Opa Wittes Frau hatte von mir den Spitznamen „Dackelchen“ bekommen. Wieso ausgerechnet Dackelchen – das konnte ich auch nicht sagen. Einfach so. Dackelchen gefiel mir. Selbst Dackelchen fürchtete sich vor dem „lieben“ Lorchen. Nur Opa Witte allein konnte den Käfig saubermachen und Lorchen füttern. Dann starb Opa Witte. Es hört sich unglaublich an – aber es stimmt: Das Tier verweigerte jegliche Nahrungsaufnahme. Selbst den Wassernapf rührte es nicht an. Zwei Wochen ging das so. Dann lag Lorchen eines Morgens tot auf dem mit Sand bestreuten Boden seines Käfigs. Schon oft habe ich gehört, daß einige Tiere trauern können. Ob es stimmt? Ich bin mir nicht ganz sicher. Aber es gibt Trauer-Beispiele bei Hunden und sogar bei Elefanten. Was immer man auch dazu für eine Meinung haben mag – ich glaube, daß Lorchen Opa Witte vermißte und er deswegen nichts mehr zu sich nahm.

Mein kleiner Freund vom Baum

Neugierig saß das kleine Eichhörnchen auf der Fensterbank meines Schlafzimmers und beobachtete mich genau. Angst vor Menschen – das hatte das Tierchen nicht. Nach einer Weile hüpfte es von der Fensterbank direkt ins Zimmer, sah mich mit seinen braunen Augen an – und signalisierte: „He, ich möchte von Dir etwas haben.“ Es muß vorher schon von Menschen gefüttert worden sein. Ich hatte in der Küche eine Schale Haselnüsse. Die stellte ich vor es. Aber er rührte nichts an – hieß soviel wie: „Die Nüsse mußt du mir aber knacken.“

Das machte ich. Er verdrückte so um die 20 Haselnüsse, dann sprang er wieder durch das Fenster auf die alte Erle, seine Wohnung.

Fünf Monate kam mein neuer Freund – fast täglich. Inzwischen fraß er mir aus der Hand, ließ sich sogar streicheln. Von heute auf morgen verschwand er.

Im Garten fand ich ihn. Tot lag er im Gras. Ich kann nicht genau sagen, wer oder was ihn umgebracht hat. Ich vermute, daß es eine wildernde Katze war, die ich schon mehrfach im Garten gesehen hatte.

Ich vermisse meinen kleinen Freund.

Lieben Sie Deutschland?

Ich kann eines nicht begreifen. Wie können Politiker mit ruhigem Gewissen leben obwohl sie Menschenleben auf dem Gewissen haben? Ich denke da nicht gleich an Stalin oder Hitler. Es können auch die kleinen Bösewichte der Politik sein, die, ohne mit der Wimper zu zucken, morden oder morden lassen. Was sagen sie ihren Ehefrauen, ihren Kindern? Ob es nun Sadat ist, Putin oder einer der vielen Taliban. Hätte ich durch einen durch mich verschuldeten Verkehrsunfall unbeabsichtigt einen Menschen ums Leben gebracht – ich käme doch nie mehr zurück zu einem Seelenfrieden. Aber Putin und die vielen kleinen Putins auf dieser schönen Welt haben solche Probleme nicht. Sie haben ein gutes Gewissen.

Wird man älter – natürlich kommen dann Fragen in den Kopf – wie z.B. habe ich diesem oder jenem Zeitgenossen durch zu scharfe Berichterstattung und Beurteilung Unrecht getan? Mit Sicherheit sehe ich Willy Brandt heute milder als vor 30 Jahren. Im Gegensatz zu Lafontaine wünschte er sich die deutsche Wiedervereinigung aus vollem Herzen.

Andere Politiker, die ich früher positiv sah, würde ich heute anders beurteilen. Namen möchte ich nicht nennen. Aber es gab Ministerpräsidenten und einen Bundespräsidenten, für die ich heute keinen Finger mehr rühren würde.

Wer so viele Politiker betreut hat wie ich – der kann unterscheiden, der spürt, ob einer nur der eigenen Vorteile wegen in die Politik geht oder Deutschland zuliebe.

Liebe zur Nation? Das trifft zu auf Alfred Dregger, Helmut Kohl, Friedrich Merz und Dutzende von anderen Politikern. Das traf zu auch auf bedeutende Sozialdemokraten

wie Helmut Schmidt, Fritz Erler oder den sozialdemokratischen Vogel. Er liebte als SPD-Mann Deutschland wie sein Bruder als CDU-Mann.

„Ein „kleiner Mann“ kann Deutschland mehr lieben als ein großer. Wir sollten uns davor hüten, so zu tun, als wenn die AfD es nicht gut mit Deutschland meint. Da mag zwar manches schrill und unausgewogen klingen – aber die AfD-Leute, die ich persönlich kenne, die lieben Deutschland von Herzen. Ich denke da nur an meinen lieben Freund Ronald Gläser, den Sprecher der Berliner AfD, oder an Frau von Storch, die kleine Herzogin – wie ich sie nenne.

Liebe zu Deutschland – das ist keine Frage des Parteibuchs. Das kommt von innen heraus.

Ich kenne die Welt – aber ich liebe Deutschland. Eine schönere Heimat kann ich mir nicht vorstellen.

Und was ist nach dem Tod?

Auch wenn es oft verdrängt wird – dieses Thema beschäftigt wohl jeden Menschen: Gibt es ein Weiterleben nach dem Tod?

Ich persönlich glaube daran. Ich weiß es sogar. In der Minute seines Todes erschien mir mein Vater, um von mir Abschied zu nehmen. Ich bin kein religiöser Spinner oder Fanatiker. Was ich erlebt habe, das war real.

Ich bin mit solchen Erfahrungen nicht allein. Viele Menschen hatten ähnliche Erlebnisse. Das ist aber doch nur dann möglich, wenn es eine Seele gibt, die nach dem Tod den toten Körper verlassen kann.

Wir sind ja angeblich alle so aufgeklärt, glauben nur noch an das, was wir sehen und anfassen können.

Es gibt aber Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht mit den Händen zu fassen – aber trotzdem real sind.

Wir glauben an allen möglichen Blödsinn, der uns aufgetischt wird. Vor allem an Weltuntergangs-Szenarien. Stichwort Klima. Da wird doch ernsthaft die Parole vertreten, daß der Mensch das Klima maßgeblich beeinflussen kann. Seriöse Wissenschaftler haben längst nachgewiesen, daß der Mensch durch seine wirtschaftlichen Aktivitäten keine 2 Prozent Einfluß auf das Klima hat. Trotzdem machen viele aus dem Thema eine regelrechte Ersatz-Religion.

Man muß kein Bibelforscher sein, um festzustellen, daß in diesem Buch etliche unwiderlegbare Fakten stecken.

Einer großen Zahl von Menschen ist Christus nach seinem Tod erschienen. Ich möchte jetzt nicht mit Bibelsprüchen

aufwarten, in denen von Wohnungen gesprochen wird, die unser Herrgott – nach Aussagen seines Sohnes – für uns nach dem irdischen Leben bereithält.

Menschen, die glauben, sterben leichter. Ich erinnere mich an meinen väterlichen Freund und Förderer Otto Jahn aus Bremen. Tischler von Beruf. Ein Kämpfer, gläubiger Katholik. Als es ans Sterben ging, wollte ihn der Priester trösten. Aber Otto Jahn sagte, daß er sich auf den Tod freut, weil er sicher ist, bald seine geliebte Frau wieder zu treffen, die ihm im Tod vorausgegangen war.

Ähnlich mein Freund, der evangelische Pastor Claus von Aderkas aus Bremen.

Weder Otto nach Claus waren versponnene Typen. Für sie war das Weiterleben nach dem Tod real.

Ich denke an den schönen Satz: „Wer nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist“.

Ein Leben in der Vergangenheit

Die schönste Zeit ihres Lebens – das war in den Fünfziger Jahren. Heirat, Hausbau, Reisen durch die halbe Welt. Der Mann gut verdienender Direktor bei SIEMENS. Und immer noch reichte es für erhebliche Rücklagen fürs Alter. 1967 ein schwerer Schicksalsschlag. Diagnose Lymphdrüsen-Krebs beim Ehemann. Damals war die Medizin noch nicht so weit wie heute. Der Tod kam schnell. Für die Witwe blieb die Zeit stehen. Sie isolierte sich, ging guten Freunden aus dem Weg, kapselte sich regelrecht ab. Anfang der Neunziger lernte ich sie kennen, besuchte sie in ihrem Haus am Rande der bayerischen Alpen und ich fühlte mich rückversetzt in die Fünfziger. Jedes Möbelstück, die Gardinen, ihre Kleidung alles wie in den Fünfzigern. Einzige Neuheit: Ein Video-Recorder. Aber die Filme? Ruth Leuwerik, Dieter Borsche, Catharina Valente, Silvio Francesco. Ohne Ausnahme Filme aus den Fünfzigern.

Isoliert lebend in einer vergangenen Zeit, den „guten“ Jahren.

Es gelang mir, sie zu einem Cafe-Haus-Besuch zu überreden. Die Chefin staunte. Seit etwa 40 Jahren hatte sie die vereinsamte Frau nicht mehr gesehen. Nur wenn Post kam – dann öffnete sie die Haustür und sie war zu sehen in ihrer altmodischen, schwarzen Trauerkleidung.

Irgendwann ging ich einen Schritt weiter. Die Frau tat mir leid. Es gelang mir, sie zur Teilnahme an einem Kongreß der Konservativen in Grainau zu überreden.

Und wirklich – es war wie ein kleines Wunder. Die altgewordene Frau taute auf. Sie beteiligte sich an Diskussionen, ging sogar einmal mit auf die Kegelbahn und redete mit den übrigen Kongreß-Teilnehmern.

Am Ende bedankte sie sich bei mir fast überschwänglich. Sie war zurückgekehrt ins Leben. Als sie in den Zug einstieg, drückte sie mir fest die Hand und sagte mir lachend: „Besuchen Sie mich bald wieder. Aber einen Sissi-Film aus vergangener Zeit – den müssen Sie ertragen.“

Frau Schönamsgruber war über 90, als sie starb.

Vom Senfpott und vom Ministerpräsidenten

Die erste Spendenkasse, die ich verwaltete, war ein kleiner Senfpott im Wohnzimmerschrank. 110 Mark hatte ich bei einer Tombola der Jungen Union Bremen eingenommen. Für ein Altenheim. Wie stolz war ich über diesen „Batzen Geld“.

Die Zeiten änderten sich schnell. Wahlkampfhilfe für die CDU: Dafür hatte mich der Axel-Springer-Verlag freigestellt. Wahlkampf für die niedersächsische CDU und besonders für Ernst Albrecht. Ich bekam einen Etat von 500.000 D-Mark. Das war ein gewaltiger Betrag. Im Wahlkampf konzentrierte ich mich auf die niedersächsischen Großbetriebe, in denen der DGB schamlos Propaganda für die SPD machte und statt einer Einheitsgewerkschaft eine Einseitengewerkschaft war. Es schmerzte die roten Arbeitervertreter, daß ich ihre, in die Hunderttausende gehenden Aufsichtsratsjobs, konkret angab – alles unter der Überschrift: „Das dicke Geld kassieren die DGB-Bosse.

Zusätzlich Dutzende Veranstaltungen mit ZDF-Moderator Gerhard Löwenthal. Alles unter der Fahne des Christlichen Gewerkschaftsbundes CGB, der vom DGB abgrundtief gehaßt wird.

An manchen Tagen drei Veranstaltungen. Die Säle immer brechend voll. Löwenthal, Strauß, Springer und Dregger. Das waren in den Siebzigern die Hauptgegner der Linken. Damals war die CDU noch „meine“ Partei.

Linke Störer tobten vor Wut, wenn ihnen Löwenthal zurief: „Ihr Hampelmänner bestreitet alles außer eurem eigenen Lebensunterhalt“. Freiheit oder Sozialismus hieß die Parole der CDU, die von Löwenthal stammte.

25 Faltblatt-Verteiler konnte ich beschäftigen. Jeden morgen standen sie vor den Werkstoren der niedersächsischen Mittel- und Großbetriebe. Der mächtige DGB hatte dem nichts entgegenzusetzen. Ein Kampf David gegen Goliath. Und David gewann schließlich.

Ernst Albrecht wurde in einem zweiten Anlauf zum Ministerpräsidenten von Niedersachsen gewählt. 10 volle Jahre machte ich diesen aufreibenden Job. Entschuldigung – aber dann hatte ich die Schnauze endgültig voll. Ich kehrte als Chefreporter in den Springer-Verlag (HÖRZU) zurück – und es begann unter Chefredakteur Peter Bachér eine wunderbare Berufszeit.

Noch ist die Luft nicht raus

Manchmal denke ich: „Das war dein letztes Buch. Es ist doch alles geschrieben.“ Stimmt aber nicht. Mein Leben im Journalismus und in der Politik war so abenteuerlich und bunt, daß ich noch mindestens 10 weitere Bücher schreiben könnte. Ich denke da an folgende Erlebnisse:

Wie ich im thailändischen Kanalgewühl in einem kleinen Boot plötzlich in ein auf mich gerichtetes, blitzendes Messer blickte, wie ein strammer, russischer Kommunist mich als seinen besten Freund verteidigte, wie wütend ich reagierte, als mich ukrainische Eltern baten, sie zu segnen, wie ich in Neapel am hellichten Tag beklaut wurde und plötzlich ohne einen Pfennig in der Tasche dastand, wie ich 65 Kinder vor dem sicheren Hungertod retten konnte, wie ich einem Multimillionär eine 1000-Euro-Spende zurückgab, weil er sie mit Auflagen verband, wie ich für 10 Euro am Kaspischen Meer in Turkmenistan für 10 Euro Kaviar bis zum Abwinken futterte oder wie ich einer verrückten Ami-Großmutter ausreden mußte, daß ich ihre Enkelin heiraten müßte.

Das alles sind schon manchmal unglaubliche und abenteuerliche Geschichten aus meinem Leben.

BILD-Zeitung und HÖRZU haben mir die Welt gezeigt. Später fuhr ich als Nothelfer für „Menschen in Not“ oder die „Aktion Reiskorn“ in die entlegendsten Winkel der Erde. Da ist noch viel zu erzählen.

Keine Sorge – auch im nächsten Jahr gibt es wieder ein neues Siegerist-Buch.

Der versponnene Alte und sein Erbe

Er ist arm wie eine Kirchenmaus. Hieß es. Geflickte Klamotten, Schuhe vom Sperrmüll. Der alte Herr wohnte in einem erbärmlichen 1-Zimmer-Loch in Kiel. Dauergast bei der Tafel, wo er sich Lebensmittel abholte. Er durchwühlte jede Mülltonne, sammelte Altpapier, Schrott und Flaschen. Seine Frau hatte sich von ihm scheiden lassen, weil er keiner geregelten Arbeit nachgehen wollte, obwohl er gelernter Schlosser war. Der einzige Mensch, der zu ihm Kontakt hielt, war seine Tochter. Er war ein Sonderling – aber sie liebte ihren Vater.

Eines Tages drückte der alte Herr seiner Tochter ein kleines Päckchen in die Hand. Braunes Packpapier. Außen herum eine rote Schleife. „Du wirst es brauchen können“, sagte er nur. 10.000 (!) Euro. Geschockt fragte sie den Vater: „Wo hast du das her?“ Doch er schmunzelte nur und meinte: „Ehrlich erworben. Du wirst dich eines Tages noch wundern“.

Vor zwei Jahren bekam er Magenschmerzen. Krebs. Die Ärzte konnten nicht mehr helfen.

Die letzten vier Wochen seines Lebens hatte die Tochter ihren Vater zu sich geholt, pflegte ihn Tag und Nacht. Er schlief friedlich ein. Dann die Auflösung seiner Mini-Wohnung. Im Wohnzimmerschrank ein Schuhkarton. Mehr als 400.000 Euro. Dazu ein Brief mit diesen Zeilen:

„Mein liebes Kind. Ich war Dir kein guter Vater. Ich weiß, daß Du mich gern hattest. Aber sicherlich hast Du Dich auch für mich geschämt. Aber ich konnte und wollte nicht anders leben. Bete für mich und verzeih mir. Das Geld habe ich durch den Verkauf von Schrott, Altpapier und

Flaschen zusammenbekommen. Dafür habe ich 22 Jahre
gebraucht.

Mach Dir ein gutes Leben von dem Geld. Dein Vater.“

Der kleine Dauergast in unserem Büro

Ich habe einen in mich verliebten Verehrer. Er ist 7 Jahre alt, heißt Hussein, wohnt in der Nähe unseres Büros und behauptet immer wieder: „Joachim ist mein Papa“.

Hussein ist das, was man in den Fünfigern ein Schlüsselkind nannte. Eltern arbeiten, das Kind ist tagsüber auf sich allein gestellt. Das Essen warm machen, Hausaufgaben ohne Hilfe. Ich kenne das aus meiner eigenen Kindheit. Schlüsselkind – das war wie ein Schimpfwort.

Eigentlich sollte Hussein jeden Tag in einen Jugendhort gehen, eine Art Kindergarten. Aber Hussein findet unser Büro interessanter als den „blöden Kindergarten“.

Eigentlich habe ich wenig Zeit im Büro. Es ist viel zu tun. Jeden Tag. Aber für Hussein muß ich mir ganz einfach Zeit nehmen. Der Junge braucht menschliche Wärme und Zuneigung. Wenn er mit seinem schwarzhaarigen Struwelkopf bei uns vor der Bürotür steht ich werde jedesmal weich. Geld für Eis, für ein ferngesteuertes Mini-Auto der Kleine hat viele Wünsche. „Aber“ – so Hussein – „ich tue dafür auch was“. Dann greift er zum Staubsauger, obwohl der Teppichboden sauber ist oder spült schmutzige Kaffeetassen ab.

Er will damit demonstrieren, daß er nicht nur nehmen, sondern auch geben kann.

Irgendwann habe ich Husseins Eltern besucht. Ein sympathisches Ehepaar aus dem Libanon.

Sie wußten nicht, daß ihr Sohn lieber zu uns kommt als in den Kinderhort.

Da helfen auch keine mahnenden Worte. Der Junge sträubt sich mit Haut und Haaren. Ich kann das nachempfinden. Ich haßte als Kind den Kindergarten und schwänzte ihn regelmäßig. Mittagsschlaf, ständig unter Kontrolle schrecklich fand ich das, so wie mein kleiner Freund.

Husseins Mama arbeitet schwarz als Reinemachefrau. 5,80€ pro Stunde. Ausbeutung. Die Frau ist nicht dumm. Im Libanon schaffte sie es sogar bis zum Abitur.

Es paßte gut, daß ein Nachbar auf der Suche nach einer Bürogehilfin war. Halbtags. Immer zu der Zeit, in der Hussein in der Schule ist. Am Nachmittag hat sie frei und ist ganz für ihren Sohn da. Seitdem kommt der Junge nur noch selten. Zugegeben: Ich vermisse ihn manchmal.

Buttje, Buttje in de See

Lassen Sie uns gemeinsam ein wenig phantasieren. Es kommt die gute Fee, die uns drei Wünsche erfüllen wird. Aber Sie müssen sich in 10 Minuten entscheiden. Da bin ich sicher: Es kommt beim Nachdenken bestimmt etwas völlig anderes heraus als das, was Politiker uns da als besonders wichtig präsentieren. Statt Klima wird wohl Gesundheit genannt werden. Und persönlicher Wohlstand rangiert mit Sicherheit vor Terrorismus-Angst. Und nicht arm im Alter ist für die Deutschen mit Garantie wichtiger als die schwarze Null im Bundeshaushalt.

Würde die gute Fee mich fragen – auf Platz 1 stände bei mir die Gesundheit. Ich habe seit acht Jahren Parkinson und weiß, was Gesundheit wert ist. Unter Gesundheit verstehe ich aber nicht nur körperliche Gesundheit. Mehr noch „seelische“ Gesundheit, die ich zum Glück habe. Auf Platz 2 folgt bei mir der Wunsch nach materieller Unabhängigkeit. Nicht weil ich unbedingt ein reicher Mann sein möchte, sondern weil ich unabhängig meine Meinung sagen möchte. Das ist mir wichtiger als zum Beispiel das Thema Bildungssystem – das 18 Prozent der Deutschen für wünschenswert halten. Auf jeden Fall ist bei mir einer der drei Wünsche dieser: Am Ende meines Lebens möchte ich mit reinem Gewissen sagen können, daß ich nicht egoistisch nur für mich allein gelebt habe und kein Herz für Menschen hatte, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens standen. Ja – ich glaube, daß wir nach dem Tode Rechenschaft ablegen müssen. Und da gibt es kein Schummeln oder Schönreden.

Als Engel werde ich wohl nicht vor unseren Schöpfer treten können. Aber ich habe mir Mühe gegeben, die von Gott gegebenen Talente so einzusetzen, daß ich damit für einige Menschen das Leben ein wenig besser machen konnte.

2000 Deutsche wurden befragt, was für sie in der Politik am wichtigsten ist. Ich glaube aber nicht, daß diese Umfrage neutral war. Denn angeblich steht das Klima auf Platz 1 und beispielsweise das Problem Arbeitslosigkeit an zehnter Stelle.

Die meist links-gestrickten Medien sind ja auch oft wahre Volksbeglucker, die uns vorschreiben möchten, was wir für wichtig zu halten haben. Mit Perfektion vor allem von der Bevormundungs-Partei DIE GRÜNEN betrieben.

Wenn ich die gute Fee um vier Wünsche bitten könnte, dann würde ich noch dranhängen: „Ein Leben in Frieden ohne Krieg“. Aber nun Schluß. Sonst geht es mir noch wie „dem Fischer und sien Fru“, der durch übertriebene Wünsche nicht mehr im Palast wohnen durfte, sondern im umgestülpten Pinkelpott. Sie kennen das ja. „Manntje, Manntje Timpe TE, Buttje, Buttje in de See, myne Frau de Ilsebill will nich so, as ik wol will.“

Darum bedeutet mir dieser Sessel soviel

Er war schön und gemütlich. Der alte Sessel meiner Mutter. Grober Leinenstoff mit rosarotem Blumenmuster.

Als meine Mutter im August 2001 starb, mußte ich mich von manchen Möbelstücken in ihrem Bremer Häuschen trennen. Aber der alte Sessel, den behielt ich. Man konnte sich so richtig in ihn reinkuscheln. Meine Mutter hatte ihn vor dem Fernseher stehen. Oft schlief sie dabei ein. Nur bei Fußballspielen – da blieb sie hellwach. Vor allem wenn ihr Lieblingsverein spielte – Bayern München. Hört sich vielleicht komisch an – aber der Sessel war ein Teil von ihr.

Ein Jahr nach ihrem Tod ließ ich das Haus umbauen, hatte den Arbeitern leichtfertig gesagt, daß sie sich die restlichen Möbelstücke mit nach Hause nehmen können. Den guten, alten Sessel hatte ich dabei aber nicht im Sinn. Als ich Wochen später wieder ins Haus kam der Sessel war verschwunden. Einer der Arbeiter hatte ihn mitgenommen, weil er so schön gemütlich war. Was nun? Es war mir ganz egal – ich kaufte bei Möbel Höffner einen schönen Sessel, schenkte ihn dem Arbeiter und nahm dafür meinen geliebten Sessel wieder mit nach Hause. Er paßt eigentlich nicht mehr in das inzwischen neu eingerichtete Haus. Das ist mir egal.

Wenn ich lese – oder (wie so oft) – an meine wunderbare Kinderzeit denke – dann sitze ich im Sessel und bin froh, daß ich ihn für das kleine Häuschen in der Bremer Finkenau gerettet habe.

Es ist schon komisch, daß einem ein alter Sessel soviel bedeuten kann.

Die Oskolowski ist ein Miststück

Tratsch im Treppenhaus. Eine der schönsten Komödien aus dem Hamburger Ohnsorg-Theater. Heidi Kabel und Henry Vahl in den Hauptrollen. 40 Jahre – oder mehr? Ich weiß nicht, seit wann und wie oft das Stück im deutschen Fernsehen wiederholt wird. Und wenn ich kann – ich sehe es mir immer wieder an.

Die beiden großen Volksschauspieler übertrifft in dieser Rolle keiner. Heidi Kabel ist das Schluderweib. Sie zieht alles und jeden durch den Dreck. Bei Henry Vahl, einem alten, knorrigen Junggesellen, ködert sie sich immer wieder an. Spekuliert auf 5 Mark – für das Treppenhaus-Reinigen selbst wenn sie das überhaupt nicht gemacht hat.

Ich wohnte Anfang der Siebziger in der Hamburger Blumenau. Dort gab es Tratsch im Treppenhaus – auch ohne Ohnsorg und ohne Fernsehen. Dafür sorgte Frau Oskolowski.

Hausmeisterin nannte sie sich – Tratschweib übelster Sorte war sie. Es gab wohl keinen, der ungeschoren von ihr davonkam. Besonders auf dem Kieker hatte sie ein junges Ehepaar aus der Dachwohnung. Die Frau Krankenschwester, der Ehemann Busfahrer. Aus einem bestimmten Grund versprühte sie ihr Gift gegen die beiden. Auf bohrende und neugierige Fragen hatte der Mann zu ihr gesagt: „Kümmern Sie sich lieber um Ihre Arbeit, und tratschen sie nicht soviel!“

Damit löste er eine regelrechte Lawine von schlimmen Behauptungen aus: „Das ist mir die richtige Krankenschwester. Die beklaut doch Patienten.“ Und über den Ehemann: „Zu dem würde ich nicht in den Bus steigen. Der zieht ja jede Frau schon mit den Augen aus. Casanova.“

Ein knappes halbes Jahr blieb ich ungeschoren. Als ich eine Einladung von ihr zu selbstgebackenem Kuchen und Kaffee nicht annahm, weil ich arbeiten mußte, ging es los: „Seine eigene Mutter hat er geschlagen, und Zeugnisse hat er gefälscht.“ Ihrer Phantasie der Boshaftigkeit waren keine Grenzen gesetzt. Sie hielt ihr Lästermaul, als ich mit einer Anklage wegen Verleumdung drohte.

Das Faß zum Überlaufen brachte ihre Behauptung, der Busfahrer hat im Dienst Geld gestohlen. Ich kam zufällig ins Haus, als er das Schluderweib zur Rede stellte. Ein Wort zum anderen. Klatsch machte es – und der Busfahrer hatte der Oskolowski eine geschmiert. „Das ist Körperverletzung!“, schrie sie wie am Spieß. „Der ist mein Zeuge“, schrie sie und bohrte mir den Zeigefinger in den Bauch.

Die Ohrfeige hatte die Giftspritze verdient. Zur Anzeige kam es nie. Sie hatte ja selber viel zu viel Dreck am Stecken – das Schluderweib. Fast 30 Jahre nach meinem Auszug aus der Blumenau-Wohnung ging ich noch einmal in das Haus. Das Busfahrer-Ehepaar wohnte immer noch in der Dachgeschoß-Wohnung. Von ihm erfuhr ich, daß die Oskolowski in einem Altenheim lebt. „Da wird sie ihr Gift versprühen“ – lachten wir beide. Entschuldigen Sie meine harte Wortwahl: Aber die Oskolowski ist ein unverbesserliches Miststück, ein böses Luder.

Sag mal wieder Danke

Das ist alles für uns „normal“ geworden. Wir müssen nicht hungern, nicht frieren, haben ein Dach über dem Kopf, ein geregeltes Einkommen oder Rente bzw. Pension. Sind wir krank – ärztliche Behandlung ist gesichert. Ist das wirklich alles so „normal“? Fast die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in Armut. Alles, was für uns selbstverständlich ist – 50 Prozent der Menschen träumen davon.

Wir sollten häufiger Danke sagen. Danke, daß es uns so gut geht, danke an die Eltern, daß sie uns großgezogen haben, danke an geduldige Lehrer, die ein Bildungsfundament für uns gelegt haben und vor allem – ein großes DANKE an unseren Schöpfer. Ihm verdanken wir alles.

In meinem Bekanntenkreis gibt es einen Freund, der einen 18jährigen Sohn hat. Zum Geburtstag bekam er einen fabrikneuen Volkswagen als Geschenk. Haben wollte er einen BMW. Der Vater entschuldigte sich bei dem Filius, daß es finanziell nicht zum BMW gereicht hat! Was soll aus so einem Jungen werden? In seiner Sprachwelt gibt es nicht das Wort Danke – nur ein: „Ich will“.

Wie glücklich war ich als Kind über die neue Lederhose oder den Roller mit Ballonreifen. Wie stolz und dankbar, als ich mit 22 Jahren mein erstes Reporter-Gehalt beim Bremer WESER KURIER bekam. Etwas mehr als 1000 D-Mark Netto. Ich fühlte mich wie ein kleiner Millionär. 1975 fing ich mir auf den Kanaren eine schwere Hepatitis ein, kam in das St. Joseph-Stift in Bremen. Die alte Ordensschwester Leviana pflegte mich gesund, hatte mich in ihr Herz geschlossen. Sie schenkte mir ein kleines, goldenes Kreuz, das ich noch heute trage – aber sie bestand darauf, daß ich täglich dreimal im stillen Kämmerlein das Vater-unser bete. Ich halte mich daran, hätte ein schlechtes

Gewissen, wenn ich Levianas „Befehl“ nicht befolgen würde.

Es ist ein tägliches Danke an „den da oben“.

Manchmal bringen gutherzige, ältere Frauen mir Blumen ins Büro oder Süßigkeiten. Eine Freude wollen sie mir damit machen – und ich sage „Danke“. Danke, daß es so viele Menschen gibt, die mir vertrauen und sich von den linken Verleumdungs-Kampagnen gegen meine – unsere – Arbeit nicht beirren lassen. Danke.

Wenn der Verstand in die Hose rutscht

Mir war von Anfang an klar: Das kann nicht gutgehen. Ein junger Freund von mir verliebte sich Hals über Kopf in ein brasilianisches Mädchen. Wenn der Verstand in die Hose rutscht. Er brach sein Informatik-Studium ab, um immer bei ihr zu sein. Ich stoppte meine monatlichen Zuschüsse für ihn, traf mich heimlich mit dem Mädchen. Über sie wollte ich erreichen, daß er wieder studiert und so ein solides Fundament fürs Leben und eine Familie aufbauen kann. Ich hätte mir die Zeit für das Gespräch sparen können. Statt Dankbarkeit Vorwürfe: „Du hast nicht das Recht, Dich in unser Leben einzumischen“.

Heirat in großem Stil. 10.000 Euro Unkosten – natürlich auf Pump. Bald kam das erste Kind. Ein kleines Mädchen. Irgendwann drängte das Sozialamt den Freund, endlich einen Job anzunehmen. Lager-Hilfsarbeiter in einer Spedition. Mehr schlecht als recht kam die junge Familie über die Runden.

Sie hatte in Brasilien als Kindergärtnerin gearbeitet, hätte in Deutschland jederzeit einen Job bekommen. „Meine Frau muß nicht arbeiten“ – so mein Freund, und sie strahlte. Gegen 10 Uhr morgens stand sie täglich auf – aber auch nur dann, wenn das Kind laut weinte und schrie. Nach zwei Jahren war es aus mit der „Liebe fürs Leben“. Schulden drückten, und meinem Freund dämmerte so langsam, daß er wohl doch etwas falsch gemacht hatte.

„Wenn Du Dein Studium wieder aufnimmst – dann helfe ich Dir finanziell wieder“, versprach ich. Allerdings knüpfte ich das an eine Bedingung: „Deine Frau muß als Kindergärtnerin arbeiten“. Eine kleine – aber richtige – „Erpressung“.

Sein Studium schaffte er mit Auszeichnung. Die Frau packte eines Tages die Koffer, sagte: „Ich geh zurück nach Brasilien“. Von heute auf morgen. Das Kind blieb in Deutschland. Scheidung.

Einfach ist es für ihn nicht – Beruf und alleinerziehender Vater. Aber er schafft es – und ich kann nur hoffen, daß er bald eine Frau findet, die zu ihm paßt.

Lieber helfen statt jammern

Mit Begeisterung? Nein, bestimmt nicht. Der innere Schweinehund. Sport muß ich machen. Jeden Morgen Sport. Auch wenn ich oft genug keine Lust dazu habe. Aber ich überwinde mich eigentlich fast immer und ziehe mein Programm durch. Eine halbe Stunde. Laufband, Nordic Walking. Das ist ein Gerät, bei dem der ganze Körper bewegt wird. In die Pedalen treten, und die Arme bewegen sich an einem Haltegriff nach vorn und hinten. Ich habe seit acht Jahren Parkinson. Andere Parkinson-Patienten sind nach acht Jahren längst Invalide. Ich bin noch ziemlich fit. Abgesehen von der Sprache und ein wenig Gesichtsausdruck – keiner merkt mir die Krankheit an. Als sie in Wiesbaden diagnostiziert wurde, sagte mir der Arzt: „In vier Jahren sind Sie Invalide“. Ich fiel in ein schwarzes Loch. Dann bekam ich einen Termin in der Kieler Uni-Klinik. Dort gibt es erstklassige Fachärzte. Einer riet mir zum Sport. Ich glaubte ihm nicht, begann aber damit. Geräte, Gymnastik, Sprachübungen – einmal in der Woche im Hamburger Marien-Krankenhaus unter fachlicher Begleitung.

Gegen 9 Uhr bin ich im Büro. Pünktlich um 9.20 Uhr steht der 90jährige Dietrich Stellmacher mit der Post vor der Tür. Jeden Morgen holt der alte Herr sie vom Postfach ab.

Briefe lesen und fast immer sofort beantworten. Es sind völlig unterschiedliche Briefe, die ich bekomme. Nicht nur zum Thema Politik. Bei vielen Briefschreibern ist zu merken – der ist einsam. Viele menschliche Schicksale, die da geschildert werden. Witwe nach über 50 Jahren glücklicher Ehe. Probleme mit den Kindern oder Enkelkindern. Ich versuche, mich in jeden Briefschreiber hineinzusetzen. Nichtssagende Schreiberei – das ist nicht meine Art. Häu-

fig antworte ich nicht schriftlich, sondern greife zum Telefon. Manchmal schicke ich Blumen mit guten Wünschen zur Genesung nach einer Operation. Oft auch Briefe von älteren Menschen in finanzieller Not. Dann bieten wir Einkaufsgutscheine an. Sehen aus wie Kreditkarten und werden im Supermarkt zur Bezahlung an der Kasse vorgelegt. Es wird genau der Betrag abgezogen, für den eingekauft wurde. Es gibt nicht nur materielle Not in der Dritten Welt. In Deutschland wird sie nur versteckt. Scham rangiert vor Bitten. Ich sehe in Hamburg jeden Tag Rentner, die vor einem Müllkorb stehenbleiben, sich umsehen, ob sie beobachtet werden und dann Pfandflaschen in mitgebrachte Beutel stecken.

Ich komme aus kleinen Verhältnissen, konnte aber durch meinen Beruf als Journalist fast die ganze Welt bereisen. Ich selber habe nie Not gehabt – aber gesehen das habe ich wohl mehr als die meisten Menschen. Kinder mit aufgeblähten Hungerbäuchen, Leben unter Brücken mit Ratten. Afrika. Asien – aber auch Europa. Zum Beispiel Rumänien. Ich habe jahrelang über solche Fälle „nur“ berichtet. Vor allem als Chefreporter der HÖRZU. Nach einer Begegnung mit dem guten alten Max Schmeling – Kurswechsel. Von da an berichten und aufrütteln – aber auch direkt helfen. Wir gründeten die „Aktion Reiskorn“. Bis heute ein kleiner Verein – aber große Möglichkeiten. Seit 1985 (Gründungsjahr) konnte der Verein mehr als 100.000 Menschen helfen. Das ist ein Wort.

Mir selber hilft diese Arbeit auch. Da bleibt keine Zeit zum Grübeln über eigene Probleme. Ich habe Parkinson. Aber leben kann ich damit immer noch gut.

Vielleicht schenkt mir unser Herrgott ja noch ein oder sogar zwei erträgliche Lebensjahrzehnte.

Mit dieser Medizin werden sie 100

Murats Oma Sirma in der Türkei wurde 104 Jahre alt. Murat ist unser Büroleiter, arbeitet schon seit 1987 für die Konservativen. Oma Sirma hat in ihrem ganzen Leben keinen Arzt gebraucht. Aber sie behauptete immer: „Ich bin krank“. Vermutlich wollte sie damit erreichen, mehr im Mittelpunkt zu stehen. Murats Oma bestand darauf, daß sie Pillen nehmen muß. Egal wofür. Hauptsache Pillen. Viele, viele bunte Smarties. Die kleinen, bunten Lutschbonbons für Kinder. Der Sohn sagte: „Das ist die beste Medizin“. Dabei machte er ein ernstes Gesicht – und Oma Sirma strahlte. Am Anfang nahm sie täglich 5 Smarties in verschiedenen Farben ein. Immer auf leeren Magen: „dann wirken sie besser“, sagte Oma Sirma. Irgendwann fand sie heraus, daß die blauen „Pillen“ die beste Wirkung haben. „Damit fühle ich mich viel besser“, sagte sie dem Sohn. Wie gesagt – Oma Sirma wurde 104. Sie schlief nur wenige Tage nach dem 104ten Geburtstag ruhig für immer ein. Viele, viele bunte Smarties.

100 Jahre. So alt wie Methusalem. Der wurde 969 Jahre alt. Allerdings gab es damals eine völlig andere Zeitrechnung. Aber „So alt wie Methusalem“ überdauerte eine halbe Ewigkeit.

100 Jahre ist heute keine Seltenheit mehr. Im Jahr 2000 lebten noch knapp 6000 Hundertjährige in Deutschland. Heute sind es schon mehr als 16.000! Das Max-Planck-Institut hat errechnet, daß bei Frauen ein Alter von 90 Jahren in Zukunft völlig normal sein wird. Männer werden durchschnittlich 88,6 Jahre alt.

Für die einen Fluch, für die anderen Segen. Alt, krank, bettlägerig und arm, auf die Hilfe von Pflegepersonal angewiesen. Davor fürchten sich viele Menschen. Aber ein ganz

großer Teil von Senioren ist heute zufriedener als vor 20 Jahren. Sie fühlen sich jünger, als sie sind und haben meist auch genügend Geld in der Tasche.

Weltweit leben nach groben Schätzungen rund 533.000 100jährige. Der älteste Mensch der Welt ist die 116 Jahre alte Japanerin Kane Tanaka. Sie lebt in einem Pflegeheim in der japanischen Stadt Fukuoka – und ist immer noch einigermaßen fit. „Ich gönne mir jeden Tag ein Gläschen Pflaumenschnaps“, sagt sie augenzwinkernd und hofft, noch einige Jährchen zu leben.

Der Polizist und der Buhmann

Er war besonders höflich und hilfsbereit. Verteilen von Flugblättern, Aufstellen von Plakaten. Es kam ihm nie auf die Stunde an – und ein „Nein“ hörte ich von ihm nie. Mario, Mitglied der Konservativen Jugend und Polizeibeamter, hatte sich mit ihm angefreundet. Kegeln gehen, Diskussions-Gruppen mit anderen jungen Leuten – die beiden machten es mit Begeisterung.

Mario brachte auch einen Kollegen mit. Der war geschockt, als er Marios Freund sah. Er kannte ihn als mehrfach vorbestraften Kriminellen. Einbruch. Gewalt-Delikte, Betrugereien. Mario war geschockt. Diente er seinem neuen Freund als Feigenblatt? „Warum hast Du mir nichts von Deiner Vergangenheit gesagt?“, stellte er ihn zur Rede.

Die Antwort: „Ich wollte ein neues Leben anfangen, fühlte mich bei Euch beschützt und gut aufgehoben.“

Mario bat mich: „Schmeiß ihn aus dem Verband. Sonst geh ich.“ Ich bat um vier Wochen Bedenkzeit. Auf der einen Seite Mario – auf der anderen Seite ein Gestrauchelter, der es vielleicht doch ehrlich mit seinen Besserungswünschen meinte.

Ich glaube, daß ich einen guten Weg fand. Ich schickte den „Buhmann“ für sechs Monate in unser Sorgenbüro in Lettland. Dort mußte er sich mit den übrigen Mitarbeitern um Menschen kümmern, denen es ausgesprochen dreckig geht. Invaliden ohne Hilfen, von alkoholsüchtigen Eltern verprügelte Kinder, zum Rauschgift verführte junge Leute. Die ganze Palette menschlichen Elends. Er bekam das erstemal in seinem Leben das Gefühl, gebraucht zu werden. Vielleicht noch wichtiger waren Dankbarkeit und Anerkennung. Als eines Tages die Kasse mit dem Notgro-

schen verschwunden war, geriet er in Panik. „Ich war es nicht, Joachim. Bitte glaube mir.“ Er war es wirklich nicht. Ein anderer Mitarbeiter hatte mein Vertrauen mißbraucht und die Kasse gestohlen. Nach sechs Monaten ging ich einen weiteren Schritt. Er durfte in Deutschland seinen Schulabschluß machen und eine Tischler-Lehre beginnen. Er schaffte sie mit Auszeichnung. Inzwischen ist mein Sorgenkind selbständiger Tischlermeister, hat eine liebe Frau und zwei Kinder.

Mario hat mit ihm Frieden geschlossen – und einmal im Monat treffen die beiden sich, trinken ein, zwei Bierchen und sind wieder gute Freunde.

DGB Vetter als „Oscha“

Ein Anruf aus Bochum. „Sie müssen wissen, daß ich Mitglied der Waffen-SS war. Wenn Sie deswegen nicht mit mir reden wollen – dann sagen Sie es. Aber ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.“

Wieso sollte ich nicht mit ihm reden? Es gab Millionen von Menschen, die dem „größten Feldherrn aller Zeiten“ nachgelaufen waren. Neugierig fuhr ich zu einem vereinbarten Termin nach Bochum.

Bochum. Auch die Stadt des früheren DGB-Chefs Heinz Oskar Vetter. Und genau der war das Thema. Mein Informant regte sich darüber auf, daß der DGB gegen Hans Filbinger, damals Ministerpräsident von Baden-Württemberg, scharfe Angriffe wegen dessen Vergangenheit als Marinerichter im Dritten Reich fuhr.

„Ausgerechnet der DGB von Vetter“, begann mein Informant das Gespräch – und legte los.

Heinz Oskar Vetter hatte sich selbst den Spitznamen „Oscha“ gegeben. Das hörte sich an wie „Oberscharführer“. Vetter war als junger Bursche ein besonders fanatischer Nazi-Aktivist. Er versuchte in seinen Reden, die Gestik und Sprache von Goebbels nachzuahmen. Er schrieb einen Brief an Baldur von Schirach, Hitlers „Reichsjugendführer“, schlug sich selbst für eine Auszeichnung vor. Goldenes Ehrenabzeichen.

Vetter war kein NS-Verbrecher. Aber er hätte bei dem Thema besser seinen Mund gehalten. Der alte Waffen-SS-Mann sprach Vetter Jahre nach dem Krieg auf seine DGB-Ämter an. „Oscha, Du vertrittst ja jetzt das Gegenteil von dem, was Du als HJ-Führer gepredigt hast, bist ein „Linker

geworden“. Die Antwort: „Wir müssen doch alle sehen, wie wir durchkommen“.

Ich publizierte in einer Serie Vetters Nazi-Vergangenheit in der DGZ; Zeitung des vom DGB bekämpften Christlichen Gewerkschaftsbundes. Eine lange Liste von Vetters NS-Aktivitäten. Für Vetter wurde die Luft dünner. Er rief den damaligen CSU-Generalsekretär Gerold Tandler an, mit dem ich eine gute Zusammenarbeit hatte. Er bat Tandler, mit mir zu sprechen. Der lehnte ab. Die eigenen Genossen drängten Vetter, gegen mich vor Gericht zu ziehen. Das hätte er besser nicht machen sollen.

Es kam zur Verhandlung – und ein Zeuge nach dem anderen bestätigte die Richtigkeit meiner Angaben. Am Ende das Urteil. Vetter muß sich gefallen lassen, auch künftig als ‚besonders fanatischer Nazi-Aktivist‘ bezeichnen zu lassen. Das Urteil rettete zwar nicht den Kopf von Hans Filbinger – aber es zeigte die Doppelbödigkeit sozialistischer „Moral“. Jeder CDU-Mann wäre von den linken Medien zum Rücktritt getrieben worden. Nicht Oscha. Aus dem National-Sozialisten war ja schließlich ein lupenreiner Sozialist geworden. Alles vergeben und vergessen. Übrigens: Die gewünschte Auszeichnung von Baldur von Schirach bekam Vetter nicht. Das machte er wett durch ein besonders großes HJ-Emblem am Jacket. Damit ließ er sich stolz fotografieren und schenkte es seiner Verlobten. Die gab es mir. Natürlich brachte ich es groß in der DGZ.

Ende einer Kampagne, die den mächtigen DGB gern verhindert hätte.

Die Traum-Villa und das Reihen-Häuschen

Davon träumte ich als Kind. Ein eigenes Haus für die Familie am Düsternbroker Gehölz in Kiel. Ganz in der Nähe der Förde. Da wohnten die Reichen. Wir waren alles andere als reich. Alleinerziehende Mutter, Kriegerwitwe, vier Kinder. Meine Mutter arbeitete fast 16 Stunden am Tag. Als Verkäuferin bei Karstadt Kiel und nach Feierabend als Kellnerin im Siechen-Bräu, einem angesehenen Restaurant in der Innenstadt.

Sozialamt? Ausgeschlossen für meine Mutter. Wir wohnten in der Steinstraße 4. Ein gräßlicher Hausbesitzer in dem 4-Etagen-Haus. „Das Lärmen und Spielen von Kindern im Treppenhaus und auf dem Hof ist verboten“ und natürlich der Hinweis: „Vorsicht! Frisch gebohnt.“

Hauswirt Schlegel war ein Kinderhasser, seine Frau, die wir Eulalia nannten, ebenfalls. Natürlich war es bei vier Kindern nicht so leise wie in einem Sanatorium. Schlegel reichte bei Gericht eine Räumungsklage gegen uns ein. Eine neue Wohnung in Kiel? Die Stadt war ja im Krieg total zerstört worden. Eine Horror-Vorstellung für meine Mutter: Barackenlager. Und ich träumte von einem Haus mit Garten am Düsternbroker Gehölz.

In der nahegelegenen Düppelstraße wurde eine große Altbauwohnung frei. Enormer Andrang von Interessenten. Wenn meine Mutter eines perfekt beherrschte – dann war es: Mit Geld umgehen. Geld bedeutete für sie Sicherheit, Unabhängigkeit und gute Ausbildung für uns Kinder. Um es kurz zu machen. Sie schob dem Wohnungsmakler unter dem Tisch 3.000 Mark zu und hatte den Mietvertrag.

Eine traumhafte Wohnung. Stuckdecken, Parkettfußböden, und in jedem Zimmer einen bis zur Decke gemauerten Kachelofen. Überwiegend ältere Mieter, die sich über uns Kinder freuten: „Die bringen wenigstens ein wenig Leben in die Bude“, meinte unser neuer Nachbar.

Dann plötzlich und unerwartet ein Erbe. Haus in Bremen vom Vater des gefallenen Mannes meiner Mutter. Zumindest Teilerbe. Zwei weitere Erben mußte meine Mutter ausbezahlen. 15.000 Mark. Auch das war kein Problem für sie.

Eine Villa wie am Düsternbroker Gehölz – nein, das war es nicht – das kleine Reihenhäuschen in der Bremer Finkenu. Aber uns kam es vor wie ein Palast. Kein Hauswirt, keiner konnte Vorschriften machen. Eine neugewonnene Freiheit.

Das Häuschen bedeutet mir viel. Ich habe es ausgebaut, total renoviert und liebe es wie die Traum-Villa am Düsternbroker Gehölz.

Alles über meinen guten Marco

Ohne Marco wäre die Papenhuder Straße in Hamburg nur halb so interessant. Marco ist Friseur. Aber nicht nur Friseur. Marco ist Nachrichten-Umschlageplatz, seelischer Mülleimer, Berater in allen Lebensfragen. So einen Friseur wie Marco gibt es wohl nur einmal. Kurz zu einem Klönschnack zu Marco gehen, Hund im Urlaub unterbringen. Natürlich alles bei Marco. Billig ist Marco nicht. Aber er ist gut – und außerdem bietet er ja mehr als nur das übliche Haare-Schneiden und Frisieren. Marco ist ein wandelndes Tageblatt. Ich kann Marco gut leiden.

Er ist eine ehrliche Haut. Und daß er sich Zeit nimmt – auch für Nicht-Kunden – das finde ich ganz großartig. Marco hatte eine schwere Kindheit in Bremerhaven. Die Mutter starb früh, der Vater war ein Tyrann. Vielleicht auch deswegen weiß Marco, was für alte und einsame Menschen ein gutes Wort bedeutet – oder nur ein wenig zuhören.

Friseure waren schon immer mehr als „nur“ Friseure. Früher war ein Friseur Perückenmacher, Bader, Figaro und Zahnarzt zugleich. Aber die Zeiten waren nicht immer gut für Friseure. Sie galten als „unehrlich“. Zusammen mit Abdeckern, Scharfrichtern, Nachtwächtern und Totengräbern auf einer Stufe. Heiraten? Wer wollte schon einen Barbier? Abgesonderte Plätze in der Kirche und keine christlichen Grabstätten. Gut, daß mein Marco aus der Papenhuder Straße damals noch nicht auf der Welt war.

1548 dann die lange erhoffte Wende. In einem Augsburger Reichstagsbeschluß wurde der Beruf des „Barbier“ als „ehrenhaft“ erklärt.

Übrigens – es wird wieder Zeit für mich, zu Marco zu gehen. Viel zu tun hat er bei mir nicht. Aber irgendwie gelingt es ihm, mir vorzugaukeln, daß ich noch prächtigen Haarwuchs habe. Abgesehen von üppigem Bartwuchs eigentlich würde statt Frisieren bei mir auch Polieren funktionieren.

Von wegen deutsch

Ich wollte auf Nummer sicher gehen – damals mit 16 Jahren. Welcher Beruf? Am liebsten wäre ich Gärtner geworden – oder Tierarzt. 9 Jahre Volksschule. Da schied der Tierarzt schon mal aus. Berufsberatung des Bremer Arbeitsamtes.

Blick ins Zeugnis. Mit Rechnen und Zeichnen konnte ich nicht glänzen – und handwerkliches Geschick na ja.

Deutsch „Sehr gut“ mit dem Vermerk von Lehrer Kurt Rolbitzki: „In diesem Fach überdurchschnittlich begabt“.

Also war klar: Schriftsetzer.

Ein Quatsch war das. Wichtiger war Rechnen und Zeichnen, Entwürfe machen – am Rande deutsche Sprache. Das wurde sowieso durch die Korrektoren erledigt.

Glücklich war ich nicht in diesem Beruf. Am Montag sehnte ich schon immer den Freitag herbei. Wochenende. Seminare der Jungen Union und noch lieber des Christlichen Gewerkschaftsbundes (CGB). Das war für einige Tage Vergessen des ungeliebten Jobs und des Lehrmeisters, den ich nicht ausstehen konnte. Lehrherr war der linke Bremer Weser-Kurier. Da herrschte die kommunistisch unterwanderte IG Druck und Papier.

Natürlich weigerte ich mich, diesem Laden beizutreten. Statt Beitritt warb ich Mitglieder für den CGB. Das konnte nicht ohne Folgen bleiben. Jetzt lernte ich kennen, was Linke unter Demokratie und Toleranz verstehen.

Und willst du nicht mein Bruder sein – so schlag ich dir den Schädel ein.

Mir soll keiner etwas von linker Demokratie erzählen.

Trotz allem. Wer weiß, ob ich ohne diese Lehrstelle bei einer Zeitung jemals in den Journalisten-Beruf gekommen wäre. Redakteur. Das war für mich ein Traumberuf. Am Nachmittag kamen die Redakteure in der Zeitungssetzerei zum Umbruch, der Gestaltung der Zeitungsseiten. Ich setzte alles daran, daß ich zu dieser Zeit immer dringend in der Zeitungssetzerei zu tun hatte.

Um es kurz zu machen. Ich bekam bei einer kleineren Bremer Tageszeitung ein Volontariat – also einen Ausbildungsplatz als Redakteur.

Bald darauf stellte mich der Weser Kurier als Polizeireporter ein. Ein abenteuerliches Berufsleben begann und davon handelt auch dieses Buch.

Blut auf seinem Haupt

Er war mein bester Freund. Zum Kuscheln lag er auf meinem Kopfkissen, bekam mit UHU-Kleber eine Krone aus Goldpapier auf den braungelben Puschel-Kopf geklebt.

Am Tage hatte er auf dem Wohnzimmer-Sofa seinen Platz, nachts schlief er bei mir. Eine besondere Rolle bekam er 1958. Ich wurde auf einem Zebrastreifen von einem Auto erfaßt. Schwere Kopfverletzungen und Schlüsselbeinbruch. Als ich nach der OP aus der Narkose erwachte, sofort meine Frage: „Wo ist Teddy?“ Noch am selben Tag wurde er zu mir ins Krankenhaus gebracht – Klinik Dr. Lubinus in Kiel.

Teddy war der Star der Station. Die Ärzte bewunderten ihn, die Schwestern sowieso. „Der schönste Teddy der Welt“ – sagte die Oberschwester. Das war übertrieben. Denn Teddy sah doch schon recht mitgenommen aus. Ein wenig verfilzt, die Glasaugen hatten Sprünge.

Vier Wochen lagen Teddy und ich im Krankenhaus. Dann endlich wieder zu Hause. Teddys Krone war längst Vergangenheit. Geblieben waren die dicken Flecke von UHU – und ich behauptete einfach: „Das ist Blut vom Unfall“. Die Wirkung blieb nicht aus. Jetzt war mein Teddy nicht irgendein Teddy. Er war ein Ikonen-Teddy. Besonders für meine gute Tante Lina aus Wiesbaden. Ich hatte den Teddy in meinen Schulferien mit nach Wiesbaden genommen. „Ei Bub, wie schee, das de dei Bärsche mitgenomme host. Er hot ja ach so viel mitgemacht, hot sogar Blut am Köppsche“. Mein Teddybär machte Eindruck.

Aber Teddy bekam kurzzeitig Konkurrenz durch Mecki. Der Redaktionsigel der HÖRZU eroberte die Herzen der ganzen Nation. Überdauert haben bei mir beide. Teddy

und der Mecki mit der gesamten Familie: Micki, Mucki und Macki.

Aber Favorit ist nach wie vor Teddy. Er sitzt immer noch auf dem Sofa im Wohnzimmer – und auf seinem Kopf das „Blut“.

Unwissendes Toleranz-Geklingel

Wenn ich ihn ärgern möchte, dann kommt sofort mein Spruch: „Ich schick dich zu dem guten, alten Mullah Omar, der mit seiner gelben Jamaha über den Hindukusch brettet. Er ist ja so gütig“ Dann geht unser aus Afghanistan stammender Postmann sofort in Rage und schimpft über die korrupte Verbrecherbande der Mullahs wie ein Rohrspatz.

Der Postmann ist ein guter Kerl. In unseren kleinen „Laden“ ist er verliebt. Immer wieder bringt er uns von seiner Frau gemachte Leckereien. Meist sehr, sehr süß. Ob wir wollen oder nicht wir müssen sie essen wie seine sieben Kinder. Wären alle Asylanten wie unser Postmann ich wäre sehr dafür sie in Deutschland aufzunehmen. Da würde Angela Merkels Spruch passen: „Wir schaffen das“.

Die Wirklichkeit sieht anders aus. Die Kriminalitätsrate bei Asylanten ist deutlich vor der deutscher Täter.

Jedes Jahr zu Weihnachten bekommt er einen kleinen Christbaum von uns und seine sieben Kinder sieben Adventskalender. Moslem hin, Moslem her.

Es ist schon seltsam. Ob in der Türkei oder in mehreren arabischen Staaten werden die Straßen weihnachtlich geschmückt, und die wenigen christlichen Kirchen sind voll mit Menschen.

Viele Muslime. Sie beten nicht im christlichen Verständnis – aber sie suchen Ruhe, Besinnung. Die schrillen und lautstarken Glaubensbekenntnisse im Islam kennen das nur selten. Über extrem hochgefahrenen Lautsprecher brüllt der Muezzin den Glauben in die Weltgeschichte. Aufdringlich, penetrant.

Ob in den Hotels, Restaurants wo auch immer – dem Glaubens-Gebrüll entgeht keiner.

„Glaube des Friedens?“ Von wegen. Im Koran wird in mehr als 200 Passagen zu schrecklichen Dingen gegen „Ungläubige“ aufgerufen. In siedendem Öl schmoren das ist schon fast „normal“.

Christliche Verbrecher verstoßen gegen das Gebot der Nächstenliebe, gegen alles, was Jesus Christus lehrte. Im Islam? Der Koran ist eine regelrechte Handlungsanweisung für das Begehen schlimmster Verbrechen. Und wer sich daran hält – dem ist das Paradies garantiert. Und auch Paradies ist nicht gleich Paradies. Das Paradies für Muslime spricht von zur Verfügung stehenden Jungfrauen für islamische Männer, die zum Beispiel sich selbst und Ungläubige in die Luft gesprengt haben.

Toleranz, gegenseitiges Verständnis. In Ordnung, aber man muß wissen, wozu Muslime in ihrem Glauben verpflichtet sind. Das von Unkenntnis geprägte Toleranz-Geklingel der Kirchen – auch der Kirchen – das kann zu einem bitteren Erwachen führen.

Die grüne Tarnkappe

Das ist schon seltsam. Jeder hat Angst vor Entmündigung und Bevormundung im Alter. Aber rund ein Viertel aller Deutschen stimmt bei Wahlen für die grüne Bevormundung und Entmündigung. Die Grünen bestimmen, was man essen soll und was nicht, die Grünen bestimmen, wie schnell auf der Autobahn gefahren wird. Die Grünen bestimmen, welche Energie gut und welche böse ist. Die Grünen bestimmen, was beim Hausbau beachtet werden muß, daß Diesel böse ist und CO₂ noch viel mehr. Kohle, Öl, Kernenergie ist schlimm. Es leben die Vogelschredder-Windkraft-Maschinen und die Verunstaltung von Flüssen zu Staudämmen.

Eine Mutter sollte beim Kleinkind bleiben? Wozu? In der DDR war es doch toll. „Betreuung“ von der Wiege bis zur Bahre. Urlaubsreisen per Flieger? Schluß damit. Die durchgeknallte Greta aus Schweden hat es doch vorgemacht, daß sich auch per Segelboot gut reisen läßt. Dauert zwar einige Wochen, und die Begleitung fliegt in gehobener Klasse vor und nach. Aber das muß ja nicht jeder wissen. Eine furchtende Kuh stößt per Pupser mehr Methan-Gas aus als manche Maschine.

Die Mehrheit der Deutschen war noch nie so gesund wie heute und wird immer älter – aber die Grünen sehen schon den Weltuntergang. Saurer Regen, Zerstörung der die Erde umgebenden Ozonschicht, sterbende Wälder.

Immer wieder stand das Ende der Welt kurz bevor. War aber alles kalter Kaffee. Vernebelung der Gehirne zur Durchsetzung radikaler, sozialistischer Ziele. Das grüne Mäntelchen als Tarnkappe. Ich kann nicht begreifen, daß immer noch so viele darauf reinfallen.

Aber die Eier sind heil geblieben

Der Heuboden des kleinen Bauernhofes meiner Großmutter in Wiesbaden-Bierstadt das wäre ein idealer Spielplatz für mich als Kind gewesen. Strohhaus bauen, von einem Ballen zum anderen springen. Aber – und das wurde mir mehr als einmal deutlich gesagt VERBOTEN. Ich konnte nicht ahnen, warum das so war, erfuhr es aber von meinem Bruder Manfred. Meine Großmutter hatte drei Töchter. Meine Mutter und die beiden Schwestern Lina. Liebling war der einzige Sohn. Er sammelte auf dem Heuboden dort von den Hühnern gelegte Eier ein. Beim Herabsteigen auf der Leiter ein Fehltritt. „Aber die Eier sind heil geblieben“, sagte er noch. Dann schloß er für immer die Augen.

Ein Nachbarsjunge hörte das Weinen meiner Großmutter und beugte sich weit aus dem Fenster – stürzte in die Tiefe. Sofort tot.

Mein Großvater fing aus Kummer an zu trinken. Schwere Jahre für meine Großmutter. Sie legte sich einen dicken Schutzpanzer zu, verhärtete nach außen.

Ich besuchte sie nur ungern. Erst als ich so um die 20 war, verstand ich sie besser. Was keiner für möglich gehalten hätte. Sie war religiös geworden, sprach mit mir über Glaubensfragen. Ein neuer Pfarrer in der Gemeinde war ihr zu links. Glauben? So nebenbei. Im Mittelpunkt Politik. Und außerdem – Christus war ja ein ganz normaler Mensch. Sohn Gottes? Von wegen.

Heute bewohnt die Familie von Manfred das Haus in Bierstadt. Aber wenn ich da zu Besuch bin – die alten Geschichten kommen sofort wieder hoch.

Wofür ich dankbar bin

Es sind so um die 250 Politiker von der CDU und der CSU, denen ich als „Leihgabe“ Axel Springers in Wahlkämpfen helfen konnte. Meist durch Kandidaten-Zeitungen, die sich von der üblichen Parteipropaganda total abhoben.

Es sind nicht viele, die mir in Erinnerung geblieben sind. An erster Stelle steht nach wie vor Ernst Albrecht. Für ihn kämpfte ich mit ganzem Herzen, war überglücklich, daß er Ministerpräsident von Niedersachsen wurde. Ernst Albrecht war menschlich einer der anständigsten Männer, denen ich in der Politik begegnete.

Albrecht wollte mich als Sprecher behalten. Aber das war nicht meine Welt. Als unabhängiger Journalist konnte und kann ich ungefiltert meine Meinung sagen. Aber nur Verkünder von Nachrichten des Chefs? Ausgeschlossen.

Unser gutes Verhältnis bekam einen Knacks, als Albrecht sich bewußt und offensiv von Franz Josef Strauß absetzte.

Strauß war für mich die beeindruckendste Persönlichkeit im deutschen Politik-Betrieb. Ich war stolz, ihm bei seiner Bundeskanzler-Kandidatur helfen zu können.

Die Unterstützung der Strauß-Kandidatur durch die CDU war mau. Der damalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler boykottierte Hilfe, wo immer er konnte.

Auch der CSU-Generalsekretär Gerold Tandler blieb mir in Erinnerung. Er war eine Ideal-Besetzung für dieses Amt.

Mit Tandler verband mich eine tiefe Abneigung gegen den linken DGB. Als ich durch Hinweise aus dem früheren

Freundeskreis von DGB-Chef Heinz-Oskar Vetter von dessen Nazi-Vergangenheit erfuhr und berichtete, rief der Gewerkschaftsboß Gerold Tandler an, bat ihn, mich zu stoppen. Es war nicht so ohne, was ich da über Vetter ausgegraben hatte. Als örtlicher Führer von Hitlers Jugendgruppe versuchte, er in der Mimik und Sprache Goebbels nachzueifern, bat Baldur von Schirach, den Reichsjugendführer, um das goldene HJ-Abzeichen. Als ihm ehemalige Weggefährten nach dem Krieg vorwarfen, ohne Probleme von den Braunen zu den Roten gewechselt zu haben – antwortete er nur kurz: „Wir müssen doch alle sehen, wie wir durchkommen“.

Sein Sündenregister im Dritten Reich – das ließ sich schon sehen. Ich nannte ihn in einem Artikel einen besonders fanatischen NS-Aktivisten.

Wohl auf Druck seiner Genossen klagte Vetter gegen mich vor Gericht. Er fiel auf die Nase. Die Zeugenaussagen – darunter die seiner einstigen Verlobten, waren so klar, daß er nicht den Hauch einer Chance hatte.

Alfred Dregger, Uwe Barschel, Gerhard Stoltenberg und, und, und. Die Liste ist lang. Ich konnte in dieser Zeit viel lernen und dabei auch noch helfen – dafür bin ich dankbar.

Der liebe Gott hat große Füße

Ich habe gelauscht. Kinder belauscht. Auf dem Spielplatz am Oslebshauser Park in Bremen. Drei kleine Rotznasen. Vielleicht 5 oder 6 Jahre alt. Die Dreikäsehochs redeten über den lieben Gott. Jeder hatte seine eigenen Vorstellungen von ihm. „Der ist doppelt so groß wie mein Papa“ – meinte einer. „Wo der wohl seine Schuhe kauft? Mein Papa hat Schuhgröße 52 und kann nur in einem Spezialgeschäft Schuhe kaufen. Vielleicht gibt es Schuhmacher-Engel, die ihm die Schuhe machen.“

Der zweite: „Der liebe Gott kann sich unsichtbar machen. Vielleicht sitzt er grade da drüben am Sandkasten“. Ungläubig Nummer 3: „Der spielt doch nicht im Sand. Der nimmt zum Spielen Sternenstaub“.

Die Antwort: „Wenn ich den lieben Gott um Hilfe bitte, dann klappt das immer. Ich hatte meine Schularbeiten nicht gemacht und den lieben Gott gebeten: *„Mache bitte, daß die Lehrerin nicht kontrolliert – und es hat funktioniert“*“.

Protest der beiden anderen: „Man darf den lieben Gott nur um wichtige Dinge bitten, daß Mama und Papa gesund bleiben und daß es keinen Krieg gibt. Aber vielleicht kann man auch bitten, daß es zu Weihnachten eine große Portion von Würstchen mit Kartoffelsalat gibt. Gänsebraten finde ich zum Kotzen“. „Ich habe nur einen Wunsch. Papa und Mama wollen sich trennen. Ich bete, daß sie das nicht machen. Ich bitte auch Maria und ihren Sohn Jesus darum. Wenn man zu allen dreien betet – das kann ja nicht schaden“.

„Ich bete, daß ich so stark bin wie ein Riese. Dann kann ich den blöden Erwin verkloppen, der immer mit Steinen nach Hunden wirft. Der liebe Gott steht nicht nur Men-

schen bei, auch Hunden und allen Tieren.“ „Das glaub ich nicht. Wie kann der liebe Gott einer Ratte beistehen oder einem Regenwurm?“ Der kindliche Gottesglaube nimmt bunteste Farben an.

„Wenn man betet, darf man nicht in der Nase popeln.“
„Und schon gar nicht pupsen.“

„Der liebe Gott kann auch bestrafen.“

„Ich habe beim Kaufmann Bonbons geklaut. Danach hatte ich Bauchschmerzen.“ „Ich glaube an den lieben Gott, weil ein Mensch unmöglich den Himmel, die Sterne, den Mond und die Sonne gemacht haben kann.“

Wie schön doch der Gottesglaube von Kindern ist.

Das Belauschen der Kinder stimmt. Die Geschichte habe ich aber ein wenig umgemalt.

Lüge und Wahrheit

Darf man lügen, muß man wirklich immer die Wahrheit sagen? Ich habe da so meine Zweifel. Es gibt für mich Ausnahmen. Zum Beispiel schwerkranke Menschen, die durch einen starken Lebenswillen tatsächlich am Leben bleiben. Ist es in Ordnung, ihnen zu sagen, daß der Tod schon an die Tür klopft? Ein Rollstuhlfahrer. Nach heutigen medizinischen Erkenntnissen bleibt er an den Rollstuhl gefesselt. Aber darf man das sagen? Die Medizin macht riesige Fortschritte. Ich bin sicher, daß Querschnittsgelähmte durch neue Technik eines Tages wieder laufen. Wir dürfen nicht die Hoffnung zerstören. Ich weiß, wovon ich rede. Vor 8 Jahren diagnostizierten Wiesbadener Ärzte von der Klinik für Diagnostik bei mir Parkinson. Einer der Ärzte: „In vier Jahren sind Sie Invalide“.

Von wegen. Mir geht es immer noch ziemlich gut. Ich arbeite normal, und die Einschränkungen sind nicht der Rede wert.

Das ist eine tolle Wahrheit. Sie sagen einem häßlichen Menschen: „Du siehst aus wie eine Kröte“. Würde mich der Betreffende fragen, ob ich ihn häßlich oder schön finde, dann käme von mir so eine Antwort „Wichtiger als äußerliche Schönheit sind die inneren Werte“. Ist das nicht gnädiger als die Wahrheit?

Wahrheiten können auch zerstören. Ich war nach der Parkinson-Diagnose für Monate seelisch im Keller. Dabei gibt es sehr gute Spezialärzte, hervorragende Medikamente und vor allem – Bewegung hilft gegen das Versteifen des Körpers.

Invalide in so und soviel Jahren? Hier ist die Wahrheit zumindest dehnbar.

Es gibt schreckliche Lügen. Die National-Sozialisten behaupteten, daß vor allem die Juden eine minderwertige Rasse sind. Diese Lüge kostete unendlich viele Menschenleben. Über 100 Millionen Menschen verloren ihr Leben von der kommunistischen Lüge eines Paradieses auf Erden. Die Wahrheit war die Hölle.

Wahrheit und Lüge ist das eine. Hoffnung und Glaube – das ist das andere.

Diese Zeilen sind an Gott gerichtet

Die folgenden Zeilen sind eigentlich nur für Gott bestimmt. Ich habe sie in einer Krankenhaus-Kapelle aus dem dort ausgelegten „Sorgenbuch“ abgeschrieben. Darf man das? Ich habe Wochen darüber nachgedacht. Weil die Eintragungen aber von einem tiefen und aufrichtigen Gottesglauben zeugen, habe ich entschieden „Ja – das sollen die Leser dieses Büchleins erfahren. Hier nur einige Eintragungen:

„Danke, Mutter Gottes. Du hast meine Gebete erhört. Mein Magenkrebs wurde geheilt.“

„Gott im Himmel – bitte, mache meine Mutter wieder gesund.“

„Ich habe die Hoffnung auf Heilung nie aufgegeben, weil ich auf Gottes Hilfe gebaut habe. Heute erfuhr ich, daß ich in 14 Tagen gesund entlassen werde.“

„Nach meinem Unfall muß ich nun für immer im Rollstuhl sitzen. Mutter Gottes, hilf mir dieses Schicksal zu ertragen.“

Der Text eines achtjährigen Jungen: „Meine Mama soll wieder gesund werden. Lieber Jesus, Du hilfst soviel. Bitte, hilf auch meiner Mama. Was soll ich denn ohne sie machen?“

„Ich weiß, daß ich bald sterbe. Aber ich bin 98 Jahre alt. Ich hab nur noch diesen einen Wunsch: Nimm mich auf in das ewige Leben“.

„Ich bin Moslem. Aber ich glaube nicht, daß mir der Prophet bei meiner Krankheit hilft. Ich bitte Jesus um Hilfe.“

In diesem Buch kann ich sehen, wie vielen Menschen er geholfen hat.“

„Vor fünf Jahren habe ich nach 40 Ehejahren meinen Mann verloren. Dann durch einen Unfall meinen einzigen Sohn. Jetzt ist auch meine Zeit gekommen. Krebs in fortgeschrittenem Zustand. Ich freue mich, daß ich meinen Mann und meinen Sohn bald wiedersehe.“

„Ich weiß nicht, ob es Dich gibt – aber wenn ja – dann verüble mir nicht meine Zweifel.“

„6 Monate lag ich im Koma. Keiner hat geglaubt, daß ich je wieder aufwache. Die Gebete meines Sohnes wurden erhört. Ich lebe wieder und kann meinen Beruf als Gärtner wieder voll ausüben.“

Auch in der von uns errichteten Bernstein-Kapelle in Lettland liegt so ein Buch aus. Eintragungen aus aller Herren Länder. Seit Mitte Januar steht dort ein Bild meines langjährigen Mitarbeiters Arnis Silkins. Beim Abbauen des Christbaumes stürzte er von der Leiter, brach sich das Genick. Er starb nach drei Tagen.

Die Gemeinde betet für ihn.

Der schönste Platz auf der Welt

Die Welt habe ich gesehen. Durch meinen Beruf als Journalist. Ich war in herrlichen Landschaften. In Namibia die Wüste, in Südostasien tropische Landschaften, prall, üppig. Kalifornien. Ganz weit vorn Israel. Vor allem Jerusalem. Keine Stadt hat mich mehr in ihren Bann gezogen. Ein Spaziergang durch Jerusalem ist ein Gang durch Jahrtausende.

Was hat Europa doch für wunderbare Städte. Rom, Florenz, Pisa, dann die Toscana oder Paris, München, Bamberg, Hamburg, Rothenburg ob der Tauber. Das stolze Madrid oder Barcelona ich könnte noch etliche aufzählen. Lieblingsplätze habe ich zwei. Capri, die kleine Insel in der Bucht von Neapel, nicht weit vom Vesuv. Ein Schatzkistlein. Wer es öffnet, ist von der Schönheit geblendet. Es blinkt und glitzert. Eben ein Schatz.

Weniger spektakulär ist mein Lieblingsplatz Nr. 1. Ein Hochsitz auf der Neuner Alm in Grainau – am Fuße der Zugspitze. Der Blick auf das Panorama der Berge – ich träume manchmal davon. Wer sich früh am Morgen auf die Beine macht, der kann dort Hirsche mit prächtigen Geweihen oder etliche Rehe und dessen Kitze beobachten. Die Natur protzt mit ihren Schönheiten. Eine Stille, bei der nur leises Rauschen der Tannen zu hören ist. Alle 30 Minuten – nicht weit entfernt – das Rattern der Zugspitzbahn, Station an der Pension Buchenhain.

Schöner als eine Fahrt auf die Zugspitze ist ein Spaziergang auf dem Wanderweg auf dem Kreuzeck – bis hin zur Hochalm.

Nur einmal habe ich mir das Genießen dieses bayerischen Naturparadieses so richtig versaut. Einmal Drachenfliegen

– gemeinsam mit meiner Großnichte Anna. Drachenfliegen mit einem „Pilot“. Der sitzt vorn. Fliegen wie ein Adler über die majestätische Bergwelt. Hört sich alles gut an. Aber die Realität? Der Wind schüttelt den Drachen so richtig durch. Schon nach zwei Minuten war mir speiübel. Das Frühstück blieb nicht lange im Magen. Gut, daß ich hinter dem Piloten saß. Endlich am Boden angekommen – schleifte mich ein plötzlicher Wind noch so 20 Meter über den Rasen. Zerrissene Hose, blutige Kniee.

Anna dagegen schwärmt noch heute von dem Flug in den Bergen – dort an der Zugspitze.

Mit 73 Jahren sollte man nach anderen Vergnügungen Ausschau halten.

Das Thema Sparbuch und Zinsen

Warum lassen wir uns das eigentlich gefallen? Keinen Pfennig Zinsen auf dem Sparbuch. Ein ganzes Leben auf ein finanziell gesichertes Alter gespart. Und nun? Sogar Strafzinsen sind normal geworden. Der Name Sparkasse wird verhöhnt. Ein Sparbuch? Es ist schwer, davon junge Leute noch zu überzeugen.

Das gesparte Geld auf den Konten schmilzt wie Eis unter Sonnenstrahlen. Mario Draghi, der italienische EZB-Chef. Da wurde ein Fuchs zum Wächter im Gänsestall gemacht. Seine französische Nachfolgerin ist nicht viel besser.

Das führt dazu, daß immer weniger junge Leute Geld fürs Alter zurücklegen. Lebensversicherungen, die im Alter ausgezahlt werden immer unattraktiver.

Flucht in die Eigentumswohnung oder ins Häuschen. Die Zinsen sind günstig – aber die Preise unnormal hoch. In Hamburg zum Beispiel oder in München müssen locker 500.000 Euro auf den Tisch gelegt werden. Und das sind keine Preise für gehobene Ansprüche. Billiger ist es auf dem Land. Aber wer berufstätig ist und pendeln muß, der muß für Spritkosten einiges auf den Tisch packen. Und oft kein Arzt, kein Supermarkt, nicht einmal ein Friseur.

Dauerhafte Werte sind nur noch Edelmetalle und Immobilien. Aber welcher Otto Normalverbraucher kann sich das schon leisten?

Es ist erstaunlich, daß die meisten Deutschen dem Sparbuch immer noch treu bleiben. Dazu gehöre auch ich.

Lassen Sie mich das sagen: Ich traure immer noch der guten alten D-Mark und einem Sparkonto mit Zinsen nach.

Alte deutsche Schlager

Alte deutsche Schlager sind nach wie vor beliebt. Beim „Hossa“ von Rex Gildo, dem Jungen mit der Mundharmonika von Bern Clüver oder der kleinen Kneipe in meiner Straße von Peter Alexander – da ist Mitsingen garantiert, schlagen die Herzen höher. Mir gefällt das. Liegt es daran, daß uns diese Musik an die eigene Jugend erinnert? Oder sind diese alten Schlager ganz einfach schöner als viele Schlager aus der jetzigen Zeit? Eines ist für mich sicher: Roy Black, Udo Jürgens oder Costa Cordalis werden die Deutschen auch noch in 20 Jahren gern hören. Schlager aus der Jetzt-Zeit werden oft Eintagsfliegen bleiben.

Dieter Thomas Heck brachte mit seiner ZDF-Hitparade die ganze Nation vor den Fernsehschirm. Das schafft heute kein Florian Silbereisen oder keine Karin Nebel. Und selbst die zwei müssen Rücksicht auf den Zuschauergeschmack nehmen, räumen den Oldies in ihren Sendungen bei jeder Sendung einige Minuten ein.

Der deutsche Schlager ist nicht totzukriegen. Solche Schnulzen sind doch schrecklich – sagen heute viele jungen Leute.

Laß sie die alten, deutschen Schlager gern schrecklich finden. Mir gefallen sie. Sehr sogar!

Die Kraft der Bäume

Ist da wirklich etwas dran – oder ist es nur „Spökenkiekelei“? Kann der Baum von seiner Kraft etwas an den Menschen abgeben? Die Letten sind davon überzeugt. Sie umarmen alte Bäume fest für einige Zeit und sind überzeugt von der Wirkung. Ich habe da so meine Zweifel. Aber einige Fakten zum Thema „Kraft der Bäume“ stehen fest. Ein Waldspaziergang senkt eindeutig überhöhten Blutdruck. Das bestätigen eigentlich alle Ärzte. Auch ich habe meine Erfahrungen mit Bäumen. Als Kind träumte ich von einem Baumhaus. Den Wunsch realisierte ich mir vor einigen Jahren auf unserem alten Familiengrundstück in Lettland. Rund um eine etwa 250 Jahre alte Eiche ließ ich ein Baumhaus bauen. Fast wie ein kleines 1-Familien-Haus. Es stimmt wirklich – wenn man längere Zeit in diesem Baumhaus sitzt – man entspannt, und es überkommt einen große Ruhe. Das ist keine Einbildung. Ich habe Schlafstörungen, die lästig sind. Schlafe ich aber im Baumhaus – aus mit den Schlafstörungen. Da schlafe ich tief und fest.

Wir Menschen hatten zu Bäumen schon immer ein ganz besonderes Verhältnis. Bis rein in den religiösen Bereich. Der Apfelbaum im Paradies. Im Altertum verehrten Griechen, Germanen, Juden, Kelten, Römer und Slawen geweihte Bäume oder ganze Baumhaine. In Indien wurde Buddha von einer Mutter unter einem Salbaum geboren und erlangte unter einem Budhibaum die Erleuchtung. Bei unseren Germanen-Vorfahren war die Esche Wotan/Odin geweiht. Die Griechen weihten Bäume Maia, der Göttin der Fruchtbarkeit. Griechen und Römer glaubten, daß alte Bäume von Nymphen bewohnt werden.

In Irland und Schottland gibt es Wunschbäume. Die werden mit Tuchstreifen oder Lappen behängt und so Wünsche übertragen.

Im Kaukasus und im Nordosten der Türkei wachsen „betende“ Bäume. Noch heute gelten in einigen Gegenden Asiens, etwa in Bali, gewisse Bäume als heilig und werden mit bunten Bändern (Votivbändern) behängt.

Stichwort Weihnachtsbaum. Millionen von Bäumen jedes Jahr zum Christfest. Sogar in einigen moslemischen und buddhistischen Ländern werden Weihnachtsbäume als Schmuck in den Straßen aufgestellt. Allerdings nur als verkaufsfördernde Dekoration, keinerlei anderen Bezug. Bäume und Menschen. Vielleicht haben die Letten ja doch recht mit dem Umarmen alter Bäume.

Mit dem Floß nach Amerika

Ich erinnere mich noch genau an das erste Buch, das ich als Kind gelesen habe. Ein Pony zum Reiten. So hieß es. Mehr Bilder als Text. Aber ich liebte dieses Buch, las es immer wieder. Ein eigenes Pony – zu schön, um wahr zu sein. Nach dem Pony-Buch stand ganz oben auf meiner Favoriten-Liste Pippi Langstrumpf. Vor allem ihre Abenteuer im Taka Tuka Land. Dort, wo ihr Vater „Negerkönig“ war, wie es noch so schön politisch unkorrekt von Astrid Lindgren geschildert wurde. Nach Pippi, dem stärksten Mädchen der Welt, folgten die Abenteuer von Robinson Crusoe. Allein auf einer Insel in der Südsee. Dazu noch echte Menschenfresser und ein sprechender Papagei. Vor den Menschenfressern rettete er einen Schwarzen, den er Freitag nannte. Das Buch las ich sicherlich zehnmal.

Eine Insel ganz allein in der Südsee. Bei uns in Bremen gab es auch eine „Insel“. Mitten im Oslebshauser Park. Keine Südsee, kein Freitag und keine Menschenfresser. Aber besser so eine Insel als gar keine. Mit meinem Freund Peter beschloß ich, die Insel in Besitz zu nehmen.

Aus Plastikplanen bauten wir uns ein Zelt. Zumindest einmal wollten wir da übernachten. Zwei kleine Robinsöne im Park. Ganz und gar nicht einverstanden mit unserer Besitzergreifung waren ein brütendes Schwanenpaar und Dutzende von schnatternd protestierenden Enten. Unsere Landnahme dauerte keine 15 Minuten. Dann kam ein Parkwächter, der uns drohte: „Verschwindet, sonst gibt's den Arsch voll“. Unser Robinson-Abenteuer – das war wohl nix. Was blieb – das waren nasse Hosenbeine. Unsere Abenteuerlust war damit aber noch nicht gestorben. Nach der Insel im Oslebshauser Park das nächste Ziel – Amerika. Mehr schlecht als recht zimmerten wir uns ein Floß im Garten unseres kleinen Häuschens. Nur mit Mühe

konnten wir es zum Hafen schleppen. Von dort wollten wir in See stechen.. Ein Total-Reinfall. Der Wasserschutz sah, wie unser Floß zur Jungfernfahrt startete.

Zwei Knirpse mit einem Floß – auf nach Amerika. Die Polizisten mußten sich das Lachen verbeißen. Uns war nicht nach Lachen zumute. Wir sahen uns doch schon in New York an der Freiheitsstatue vorbeischippeln.

Mein Freund Peter verstarb vor einem Jahr. Die Trauergemeinde schmunzelte, als der Pfarrer von der Reise nach Amerika in seiner Predigt berichtete.

Der Unfall nach Weihnachten

Über 20 Jahre war er in Lettland mein Mitarbeiter. Er sorgte dafür, daß unsere Kapelle immer in Schuß blieb. Haus und Hof sich von der besten Seite zeigten. Arnis Silkins. Kam ich nach Lettland – er stand am Flughafen, um mich abzuholen. Er war einer der besten Handwerker, den man sich vorstellen kann.

Verheiratet, drei Kinder. Immer zur Adventszeit sorgte er dafür, daß in der von uns errichteten Bernsteinkapelle ein großer Weihnachtsbaum aufgestellt wurde. So um die 3,50 Meter hoch. Jeweils am 6. Januar baute er – gemeinsam mit der Gärtnerin – den Baum wieder ab. Der Christbaum in unserer Kapelle ist besonders schön geschmückt. Mit alten Kugeln – noch aus der Vorkriegszeit.

6. Januar 2020. Arnis steht auf der hohen Leiter. Plötzlich verliert er das Gleichgewicht. Er stürzt, fällt auf den Kopf, bleibt bewegungslos am Boden liegen. Eva, die Gärtnerin, wählt den Notruf. Per Blaulicht ins Krankenhaus.

Drei Tage liegt er dort ohne Bewußtsein. Genickbruch und schwerste Kopfverletzungen. Die Ärzte: „Da hilft nur noch Beten. Wir können nicht helfen“.

Arnis stirbt nach drei Tagen.

Es fällt mir schwer, mich daran zu gewöhnen, daß er nicht mehr am Flughafen steht, nicht mehr die besten Suppen kocht und den leckersten Rinderbraten machen kann.

Über 20 Jahre hat er mich bei meiner Arbeit begleitet. Im Winter lange Fahrten auf vereisten Straßen. Arnis war ein sicherer Autofahrer.

Daß Arnis in unserer Kapelle verunglücken mußte, mit 57 Jahren!

Die Ärzte sagten: „Da hilft nur noch Beten.“ Ich habe gebetet, daß er in eine bessere Welt kommt.

Was ist mit den schwarzen Engeln?

Für die Eltern ein Tiefschlag. Alabama. Nach wie vor massive Rassenprobleme. Die Regierung redet ungern darüber. Ändert nichts an der Tatsache, daß es bis heute durchgeknallte Anhänger des Ku Klux Klan gibt. Die Tochter einer weißen Farmer-Familie verliebt sich in einen farbigen Studenten.

Weltuntergangs-Stimmung bei den Eltern. Sie drohen mit Enterbung und verbieten dem Jungen, das Haus zu betreten.

Eigentlich stimmt an dem Jungen alles. In der Schule war er einer der besten, ein Landwirtschafts-Studium schaffte er mit Auszeichnung. Fleißig, gutherzig, solide und gläubig aber farbige.

Was ich besonders schlimm finde: Die Eltern des Mädchens sind sich sicher, daß auch unser Herrgott gegen eine Verbindung von schwarz und weiß ist. Schwarze zu Schwarzen, Japaner und Chinesen zu Japanern und Chinesen usw.

Wie funktioniert diese Rassentrennung im Himmel? Müssen schwarze Engel weißen Engeln aus dem Weg gehen? Wird der Schwarze von den „drei heiligen Königen“ in die Ecke gestellt, gemieden?

Rassenhaß ist schlimm.

Der ablehnende Papa wurde krank. Bettlägerig. Kein Ersatz für den zu bearbeitenden Hof. Dazu reichte das Geld nicht. Seine Tochter und der farbige Freund mußten nicht lange überlegen. „Jon“, so der Name des gelernten, farbigen Landwirtschafts-Spezialisten packten an. Der

Vater protestierte. Aber seine Frau bezog nun klar Stellung: „Sei dankbar, daß uns Jon trotz Deiner Ablehnung hilft“.

Jon heiratete das Farmer mädchen Elisabeth. Und es geschah ein kleines Wunder. Papa sage Ja und nahm den farbigen Schwiegersohn in den Betrieb, der sich unter der Leitung des Schwiegersohnes zu einem Vorzeigebetrieb entwickelte. Es hätte alles stimmen können. Hätte...die Eltern von Jon konnten ihrem Sohn nicht verzeihen, daß er eine weiße Frau geheiratet hatte. Bis heute lehnen sie jeden Kontakt ab. Rassismus ist nicht nur ein weißes Problem.

Eine Pistole als Gefallen

Die Vertraulichen Mitteilungen. Ein exklusiver Informationsdienst, 4 Seiten DIN A4. In den Fünfzigern hatte dieser Dienst eine Auflage von über 60.000 Exemplaren. Informationen aus der Politik und der Wirtschaft, die sonst nicht zu lesen waren. Artur Missbach Herausgeber. Die wichtigsten Informationen kamen aus der Niedersachsen-CDU speziell von CDU-Chef Wilfried Hasselmann. Es war ein Geben und Nehmen. Manchmal war Hasselmann an der Verbreitung bestimmter Nachrichten interessiert, ein anderes Mal Missbach, der wichtige Finanz-Kontakte in die Schweiz unterhielt und von dort aus erstklassige Informationen bekam. Mitte der Achtziger. Missbach wurde schwer krank. Krebs im ganzen Körper.

Nachfolger gesucht. Er bot mir den Dienst an. Kostenlos. Eine Bedingung. Ich sollte ihm einen Revolver besorgen, mit dem er sich erschießen wollte. Natürlich lehnte ich das ab, informierte seine Frau. Sie war nicht überrascht. Er hatte sie um denselben Gefallen gebeten. Die religiöse Ehefrau – „Das Ende unseres Lebens bestimmt Gott allein“. Aber Frau Missbach kannte ihren Mann nur allzu gut.

Die Vertraulichen Mitteilungen existieren immer noch. Und nach wie vor spannend zu lesen. Aber die großen Zeiten – die sind vorbei. Wie bei den meisten gedruckten Blättern.

Ich bin Abonnent.

Ein kleines Pressewunder

Zu Lebzeiten Axel Springers gab es für mich kein langes Nachdenken. Fragte mich jemand nach meiner Lieblingszeitung. Spontan die Antwort: „Die Welt“. Große konservative Schreiber. Enno von Löwenstern, Hertz-Eichenrode, Dr. Kremp, Dr. Bruno Bandulet als Ressortleiter. Ich kannte alle persönlich. Es gab einen Dauerkontakt. Immer wieder berichtete Die Welt über Aktivitäten der Konservativen. Peter Tamm, der Generalbevollmächtigte des Verlages, sorgte dafür, daß unsere Anzeigen kostenlos abgedruckt wurden. Nur so konnten wir den Verband zu seiner jetzigen Stärke aufbauen.

Die Welt von heute? Nur noch selten wirklich konservative Federn. Anders die FAZ, die ich heute lieber lese.

So ganz nach meinem Geschmack ist aber nur noch die JUNGE FREIHEIT. Die „paßt“ – würde ein Österreicher sagen. Was ich ein wenig kritisch sehe – die JF darf sich nicht selbst degradieren und sich zum Mitteilungsblatt für die AfD machen. Nichts gegen die AfD. Aber es darf nicht die Unabhängigkeit des Blattes in die Binsen gehen. Das war auch immer eine der Sorgen von Heinrich Lummer, unserem verstorbenen Ehrenpräsidenten.

Chefredakteur und Verleger der JF ist Dieter Stein. Als 18jähriger gab er ein DIN A4-Blättchen mit dem Namen Junge Freiheit heraus. Es ist ein kleines Pressewunder, was er aus dem Blatt gemacht hat.

Da liegt Ekel Alfred daneben

Eigentlich müßten sie mir schon aus den Ohren heraushängen – die Spagettis mit Tomatensoße. Ein simples Gericht. Spagettis, Tomaten und Parmesan-Käse. Ich liebe es. Das Fernseh-Ekel Alfred stand mit der italienischen Küche auf Kriegsfuß. Pizza war für ihn nichts anderes als „vollgepisste Wolldecke“. Im übrigen waren Italiener für ihn nur „diese Spagettifresser“. Heute gilt Ekel Alfred als politisch absolut unkorrekt. Kommt er aber doch noch manchmal auf den Bildschirm – ich kann immer wieder lachen und rufe sofort meinen italienischen Freund Antonio an, der sich Ekel Alfred am Telefon anhört.

Die Italiener sind nicht unbedingt Liebhaber der deutschen Küche. Vorurteile auf beiden Seiten. Für die Italiener sind wir Sauerkrautfresser. Eisbein.

Es stimmt das eine nicht und nicht das andere. Die deutsche Küche hat sich gewandelt. Nirgendwo auf der Welt ist Brot besser als bei uns. Kohlrouladen oder Königsberger Klopse. Fischgerichte, Sauerfleisch. Die Liste herrlich schmeckender Gerichte ist lang. Alfred liegt mit seiner Beurteilung natürlich total daneben. Italienische Küche, das ist schon eine feine Sache.

Vollgepisste Wolldecke – Ekel Alfred ist nicht zu korrigieren. Versucht es sein Fernseh-Schwiegersohn doch – dann kommt prompt der Ausspruch Götz von Berlichingen: „Du kannst mich am lecken.“

Die „Biene Maja“ macht es richtig

An der Geschäftsidee des türkischen Obst- und Gemüsehändlers stimmte alles. Der Preis war günstig, die Ware frisch, er selbst ein idealer Verkäufer, sehr charmant.

Trotzdem ging die Rechnung nicht auf. Es lag am Publikum. Beste Gegend Hamburgs, ein wenig hanseatisch hochnäsiger, sehr wohlhabend. Problem: Die Kunden dachten, was so billig ist, das kann nicht gut sein. Er kam bei viel Arbeit so eben über die Runden. Kurswechsel. Er verzichtete auf Masseneinkauf, kaufte nur noch wenig von der jeweiligen Sorte und erhöhte kräftig die Preise. Den Laden hatte er ein wenig feiner ausgestattet. Verrückt – die Rechnung ging auf. Hohe Preise, und die Kundschaft kaufte.

Mit seinem Saftladen ist der kleine Türke reich geworden. So reich, daß er schon mit 50 Jahren aufhörte, zu arbeiten und durch die Weltgeschichte reiste. Statt für Obst und Gemüse interessierte er sich nun mehr für schöne Frauen. Die Ehe ging in die Binsen, das Geld auch. Heute arbeitet er als Taxifahrer.

Ein anderes Beispiel kommt mir in den Sinn. Das alte Ehepaar in meiner Nachbarschaft in Bremen Am Wall hatte 40 Jahre ein Milchgeschäft. Der Laden brummte. Die Caféhäuser aus der Nachbarschaft waren Großkunden. Vor allem bei Sahne.

Mit 75 Jahren verkauften die beiden das Geschäft an ein junges Ehepaar. Denen war der Umsatz nicht hoch genug. Sie mieteten zusätzliche Räume an, eröffneten einen kleinen Edelladen für Delikatessen. Zum Mitnehmen oder zum Verzehr im eingerichteten kleinen Restaurant. Hohe Miete, hohe Personalkosten. Pleite nach zwei Jahren. War es nun geschäftliche Fehlplanung oder Geldgier? Vermutlich beides.

Nicht viel besser erging es meinem langjährigen spanischen Mitarbeiter Juan. Import von spanischem Obst und Gemüse nach Deutschland. Von dem Kredit erst einmal neuer Dienstwagen. Mercedes, hohe Gehälter. Was sonst?

Großes Büro mit Konferenzraum in der Nähe des Jungfernstieges. Ganze 6 Monate ging das gut. Dann war der 500.000-Euro-Kredit verbraten. Abgesetzt nach Spanien. Da lebt er heute mit Frau und Kindern von einem kleinen Saftladen. Wie heißt es so schön? Mit großen Hunden pinkeln gehen, aber das Bein nicht so hoch kriegen.

Ganz anders mein Freund Jürgen. Er hat einen Souvenirladen an den Landungsbrücken am Hamburger Hafen. Der Laden ist sein Lebensinhalt. Er ist fleißig wie eine Biene, verdiente sein erstes Geld schon mit 14 Jahren als Zeitungsjunge. Ich gab ihm den Spitznamen Biene Maja. Jürgen macht hohe Umsätze. Er spart jeden Pfennig, fährt seit Jahren dasselbe, kleine Auto, kauft Schuhe und Bekleidung nur zu Sonderpreisen – ist aber alles andere als geizig. Ganze Touristenschwärme werden an die Landungsbrücken gekarrt. Mit 65 Jahren will er in Rente gehen. Der Neffe soll dann das Geschäft bekommen. Ob es gutgeht? Ich kann mir die Biene Maja ohne das Geschäft gar nicht vorstellen. Ich selber werde so lange arbeiten, wie mich unser Herrgott läßt.

Das kleine Messer-Mädchen

„Was soll nur aus dem Mädchen werden?“ – fragte mich mein Freund Josef aus Bremen. „Sie ist wild wie eine Hummel und macht die verrücktesten Sachen“.

Und dies reichlich: In den Kindergarten brachte sie gefangene Mäuse, ließ sie in der Küche laufen. Der Nachbarin pinselte sie die Scheibe des Wohnzimmerfensters mit roter Rostschutzfarbe an. Und das mit sieben Jahren. Der Bäcker beschwerte sich bei Josef, weil seine Tochter Stinkbomben in den Laden geworfen hatte. Aber die Krönung von allem war ihre Jagd auf kleine Türken-Jungs. Sie hatte eine spanische Mutter – und nichts ägerte sie mehr, wenn man sie für ein türkisches Mädchen hielt. Zum Glück hörte mein Freund Josef die Hilfeschreie eines kleinen Türkenjungen aus der Straße. Seine Tochter jagte das Kind mit vorgehaltenem Brotmesser durch die Straße. Es war wohl das erste und letzte Mal, daß er seiner Tochter eine Ohrfeige verpaßte. Die stotterte heulend: „Ich wollte ihm doch nur Angst machen“.

Dumm war das Mädchen nicht. Im Gegenteil.

So viel war klar. Das überschäumende Temperament hatte sie von der spanischen Mama. Pilar, Josefs große Liebe. Pilar war ein Vulkan von spanischem Temperament. Aber herzensgut. Eine perfekte Ehe – und die Mischung stimmte. Der ruhige, bedächtige Josef und das Energiebündel Pilar. Eines Tages rief Pilar mich weinend an. Bei einer Vorsorge-Untersuchung war Prostata-Krebs bei Josef diagnostiziert worden. Sie bat mich zu helfen. Aber was konnte ich machen? Ich kannte zwar die Ärzte des katholischen St.-Josef-Stifts in Bremen. Aber was brachte das?

Josef wurde operiert – und es sah gut aus. Sechs Monate später ein Anruf von meinem guten alten Josepus – wie ich ihn immer nannte. „Pilar hat Brustkrebs“. Ein Schock. Ich will es kurz machen. Pilars Kebs hatte schon „Ableger“ im ganzen Körper. Sie lebte nur noch 8 Monate. Um meinem guten Josepus zu helfen, beschäftigte ich ihn im Büro, nahm ihn auf Reisen nach Lettland mit. Er lebte noch 10 Jahre. Josef war einer der besten Menschen, denen ich in meinem Leben begegnet bin.

Und die Tochter? Sie machte ein Einser-Abitur, studierte mehrere Fachrichtungen und hat heute eine leitende Stellung in einer Landesregierung. Was aus einem kleinen Messer-Anti-Türken-Mädchen doch alles werden kann.

Was machen Gottes-Leugner?

Kriegerwitwe war meine Mutter, ihr 1943 in Südfrankreich gefallener Ehemann Berufssoldat. Krieg, gefährliche Einsätze. Natürlich sprachen die zwei auch über das Sterben. Es gab ja mehr und mehr gefallene Soldaten. Meine Mutter und ihre drei Kinder wohnten in der Nähe eines Friedhofs. Mehrmals am Tag hörte sie den Trompeter, wenn er wieder und wieder die Melodie vom „Kameraden“ blies.

Bei seinem letzten Heimaturlaub hatte er gesagt: „Das erlebe ich immer wieder – diejenigen, die am lautesten Gott geleugnet haben, schreien in der Stunde des Todes nach Gott.“

Es gibt eine lange Liste bekannter Gottesleugner. Ganz vorn Stalin. Als junger Kerl wollte er einen Platz in einem orthodoxen Kloster. Er wollte Priester werden, wurde aber abgelehnt. Millionen von Toten waren die Folgen. Als es ans Sterben ging, versteckte er sich unter seinem Krankbett, weil er angeblich Dämonen sah – berichtete seine Tochter später.

Ernest Hemingway, der berühmte Schriftsteller, wurde durch seine Anti-Religions-Haltung schwer depressiv. Er erschoss sich.

Das Leugnen Gottes hat der Menschheit ausnahmslos die schlimmsten Scheußlichkeiten gebracht. In der französischen Revolution rollten die Köpfe wie Bowling-Kugeln. Für mich nicht nachvollziehbar, wie die Franzosen noch heute diese Schreckensherrschaft feiern – als sei es die Erlösung der Menschheit gewesen.

Mao, Castro, Che Guevara, Hitler, Himmler, Eichmann – Gottesleugner, die die Welt in den Abgrund führten. Ein

Staat funktioniert nur durch Gesetze, selber der kleine Karnickelzüchter-Verein gibt sich eine Satzung.

Würden sich alle Menschen nur einigermaßen an die 10 Gebote halten – es gäbe weder Not noch Krieg.

Die Kakerlake bei der Chini-Mama

Mit der kleinen Chini-Frau vom Mundsburger Damm in Hamburg ist nicht zu spaßen. Ein chinesischer Drachen, der Feuer spucken kann, wenn sie geärgert wird. Sie ist Inhaberin eines chinesischen Restaurants, in das wir hin und wieder zum Mittagessen gehen.

Natürlich reizte es mich, den Drachen zu reizen. Sie spricht nur wenige Worte deutsch. Aber deutsche Schimpfwörter – die kennt sie reichlich. „Essen heute nicht gut“ – sage ich nur kurz. Die Antwort kommt prompt: „Du balla, balla. Hau ab, Doofer. Essen gut. Du nicht“. Zack – habe ich einen weg.

„Mama, der will dich doch nur ärgern“ – vermittelt die Tochter des Drachen. „Essen, essen, Klappe halten. Nicht ärgern“, antwortet die Mama.

Einmal trieb ich es wohl zu doll mit dem Ärgern. Ich hatte mir eine Kakerlake aus Plastik besorgt. Sah aus wie ein echtes dieser Ekeltiere. Ich legte es in die auf unserem Tisch stehende Reisschale und sagte laut: „I gitt“. Chini-Mama sah sich die Kakerlake ungläubig an. „Meine Küche ist sauber“, sagte sie. Mamas Tochter durchschaute mein böses Spiel. „Plastik ist das“, sagte sie nur. Ich hatte den Bogen überspannt. Mama holte eine große Suppenkelle aus der Küche, drohte damit und schimpfte laut: „Du balla, balla. Raus und nicht wiederkommen.“

Die Tochter lachte und blinzelte mir zu – hieß wohl so viel wie: „Mama meint das nicht so. Morgen ist alles vergessen“. Aber damit hatte sie unrecht. Die Chini-Mama trug mir das Plastik-Krabbeltier noch Monate nach. Inzwischen ist alles wieder gut. Komme ich ins Restaurant, sagt Mama nur wie immer: „Essen, essen nicht reden. Du balla, balla“.

Tauchstation – Sabbelpott kommt

Wenn er bei uns vor der Bürotür steht, gehen alle auf Tauchstation. Der Sabbelpott ist wieder da. Der Sabbelpott bringt uns alle sechs Wochen einige Kisten Mineralwasser. Der Sabbelpott ist eine Klette. Von wegen die Kisten mit Flaschen abstellen und „Auf Wiedersehen“.

Zuerst müssen die großen politischen Probleme der Gegenwart gelöst werden. „Angela Merkel macht alles falsch“ – sagt er. „Und Trump in Amerika – den würde ich gern beraten.“ „Ein ideales Gespann“ denke ich im stillen. Dann geht der Sabbelpott an die Kaffee-Maschine. Einfach so. Drückt auf die Cappuccino-Taste, macht es sich bequem. „Wir haben viel zu tun“, sage ich. Überhört er. „Dieser Franzose, wie heißt er noch schnell? Egal dieser Franzose macht es richtig, daß er das Rentenalter erhöhen will. Die Franzosen sind faule Säcke. Die stehen doch mit der Arbeit auf Kriegsfuß. Schneckenfresser. Und dann erst Erdogan“. Bevor er weiter ausholen kann, sagt Murat: „Jetzt müssen wir Schluß machen“. Der Sabbelpott macht ein ungnädiges Gesicht – aber geht. In sechs Wochen wird er seinen bühnenreifen Auftritt bei uns im Büro wiederholen.

So war das mit Willy Brandt

Hoch wie ein Gebirge – so lag es vor mir. Mein erstes Buch. Willy Brandt. Das Ende einer Legende.

Ich hatte es ein wenig zu früh angekündigt. Es gab verrückte Spekulationen. Noch kein Exemplar gedruckt – aber der SPIEGEL behauptete felsenfest, daß ich Brandt einen Mord ans Zeug flicken wollte. Ein geistesverwirrter Ex-Polizist (Naujock) hatte in einem massenweise verbreiteten Brief die Behauptung aufgestellt, daß Brandt in der Lübecker Hundegasse einen HJ-Jungen erstochen habe.

Der SPIEGEL erweckte den Eindruck, mein Buch schon gelesen zu haben. In Wirklichkeit hatte ich noch keine Zeile geschrieben.

Tatsache ist: Die Lübecker Staatsanwaltschaft hatte mir sämtliche Akten des Hundegassen-Mordes zur Einsicht überlassen. Es ist richtig, daß dem jungen Brandt, der damals noch Frahm hieß, der Mord in die Schuhe geschoben wurde. Naujock hatte behauptet, daß Brandt deswegen per Schiff von Lübeck nach Norwegen geflüchtet sei – was aber absoluter Quatsch ist.

Wenig später behaupteten linke Journalisten, ich habe mein Brandt-Buch aus einer alten CSU-Broschüre abgeschrieben. Gleicher Blödsinn.

Tatsache ist: Ich hatte über Monate sehr gründlich recherchiert, mit dem Brandt-Halbbruder Kuhlmann gesprochen, mit ehemaligen Weggefährten, Nachbarn und Bekannten von Willy Brandts Mutter.

Brandt versuchte das Buch zu stoppen. Es kam zur Gerichtsverhandlung. Brandt-Bruder Kuhlmann: „Siege-

rist hat gar nicht mit mir gesprochen“. Das hätte er besser nicht sagen sollen. Ich hatte ihm für seine Informationen Geld gegeben und das von ihm quittieren lassen.

Aus. Das Buch erschien. 19 Auflagen schaffte es. Rund 300.000 Exemplare.

Es folgten weitere Enthüllungsbücher über Brandt. Ich will das alles nicht überbewerten. Aber der Heiligenschein von Brandt hatte einen Knacks bekommen. Zu deftig waren seine politischen Sünden, die er vor allem als junger Kerl begangen hatte. Das Brandt-Buch machte mich zu einem der am meisten gehaßten gegnerischen Journalisten der SPD.

Mit diesen Dreien möchte ich sprechen

Mit wem auf der Welt möchten Sie am liebsten einmal sprechen? Ich weiß, das ist zu 99 Prozent Illusion. Machen wir es trotzdem.

Auf meiner Wunschliste stehen drei Persönlichkeiten. An erster Stelle Papst Benedikt in Rom. Liberale und linke Katholiken lieben ihn nicht. Ich sehe ihn anders. Warum wird er wegen des Festhaltens am Zölibat so angegriffen?

Sehen wir uns einmal die Fakten an. Christus und seine Jünger blieben unverheiratet, Petrus war schon verheiratet. So konnten sie sich zu 100 Prozent um die Verbreitung des Glaubens kümmern, waren bei Verfolgung nicht erpressbar mit der Androhung von Gewalt gegen Ehefrau und mögliche eigene Kinder.

Sofort kommt das Argument: „Ja, aber es gibt so viele pädophile Priester.“ Erstens stimmt das nicht, und zweitens: Ein Pädophiler bleibt pädophil, ob er verheiratet ist oder nicht. Pädophilie ist eine schlimme Krankheit, die selbst durch Therapie bestenfalls ein wenig unterdrückt werden kann. Heilbar ist Pädophilie nicht.

Papst Benedikt ist konservativ. Er hält nichts von einer „Modernisierung“ des Glaubens. Ich auch nicht. Der christliche Glaube hat 2000 Jahre überlebt, alle Stürme überstanden. Ganz so falsch kann es also wohl nicht sein, wenn man an alten und doch immer wieder neuen Werten festhält.

Jeder Papst, der treu zum Glauben steht, wird von den Linken diffamiert und beschimpft. So ist es auch bei Papst Pius XII.

Ja – ich möchte einmal mit Papst Benedikt sprechen. Ich würde ihm dann auch sagen, daß ich auch seinerwegen Katholik geworden bin und vor 10 Jahren die evangelische Kirche verlassen habe. Ich wollte nicht mehr, daß mit meinen Kirchensteuern kommunistische „Freiheits“-Bewegungen in Südafrika und anderen Ländern unterstützt werden. Der Zustand der evangelischen Kirche ist erbärmlich. Politische Aktionen sind ihr wichtiger als die Verkündigung des Glaubens. Ich kenne großartige evangelische Pfarrer und ich weiß, wie sehr sie unter dem Zustand ihrer Kirche leiden.

Mit Donald Trump möchte ich sprechen. Aber nur ein sehr kurzes Gespräch. Ich würde ihm nur so viel sagen: „Sie sind einer der größten und aufgeblasensten Dummköpfe, die die Politik je gesehen hat. Kein Präsident vor Ihnen hat das Ansehen der USA in der Welt so ruiniert wie Sie. Ich hoffe, daß die Amerikaner Sie bei der nächsten Wahl in die Wüste schicken. Nur eine gute Seite kann ich Ihnen abgewinnen. Sie sind gegen Babymord im Mutterleib. Egal ob aus Überzeugung oder wegen Stimmenfangs bei den evangelikalen Christen der USA.“

Adolf Hitler würde ich gern sprechen, ihn fragen, wie es ist – da unten in der Hölle. Ich möchte ihn fragen, ob der Satan ihn zu seinem ersten Gehilfen gemacht hat, zusammen mit Stalin. Ich möchte ihn fragen, ob er hin und wieder die Schreie von in die Gaskammern geprügelten Menschen hört, und was er zu Gott gesagt hat, wenn er auf dem Weg zu seiner Villa auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden regelmäßig in eine kleine Kapelle ging. Hitler nannte sich katholisch.

Aber wenn ich so richtig darüber nachdenke – ich möchte diesen gräßlichen Mann eigentlich doch nicht sprechen. Ich bin sicher, daß ich ihn erwürgen würde – und ob menschliches Ungeheuer oder nicht: Du sollst nicht töten. 5. Gebot.

Hitler ist es nicht wert, daß man sich seinerwegen versündigt.

Wäre ich ein himmlischer Richter – ich hätte jedem Attentäter, der Hitler beseitigen wollte, gesagt: Das 5. Gebot lautet: Du sollst Hitler töten, damit Millionen von Menschen gerettet werden.

Der Kopf rollte über den Mühlenweg

Nicht die bunt leuchtenden Papierlaternen waren für mich das Wichtigste beim Laterne-Laufen. Andere Kinder in der Dunkelheit erschrecken – das gefiel mir besonders gut. Kiel, Mühlenweg. Das war ein dunkler, dicht von Sträuchern und Bäumen beplanter Pfad in der Nähe unserer Wohnung in der Kieler Steinstraße. Brav an der Hand von Papa oder Mama gehen und dabei singen: „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne“. Das fand ich langweilig.

Ich hatte aus einer alten Mottenkiste auf dem Dachboden ein Gespenster-Kostüm besorgt. Leuchtete hellgrün in der Dunkelheit. Gruselig. Zum Gespenst gehörte natürlich auch ein Kopf – den das Gespenst, wie es Gespenster nun einmal tun, unter dem Arm trug. Auch der Kopf leuchtete.

Kamen Kinder ohne ihre Eltern den dunklen Mühlenweg entlang – dann kullerte plötzlich der Totenkopf aus dem dunklen Gebüsch – und es gab ein so schreckliches Geschrei, daß die meisten Kinder entsetzt davonliefen. Die Mutigsten blieben aber stehen, rochen den Braten. Zwei größere Jungs packten mich 10jähriges Bürschlein am Kragen – nein am „Leichentuch“ und verpaßten mir einige saftige Ohrfeigen. Einer der beiden war besonders wütend auf mich. Ich hatte seine kleine Schwester so sehr erschreckt, daß sie in die Hosen gepinkelt hatte.

Aus mit Kinder-Erschrecken am Mühlenweg. Mit meinem Freund Manni Guse dachte ich über neue Schandtaten nach. Sie können sicher sein. Wir mußten nicht lange nachdenken. Die Kinderzeit in den Fünfigern war abenteuerlicher als die heutzutage. Wir hatten zwar wenig – aber der Kopf produzierte immer neue Abenteuer. Ein Glück, daß es noch keine Computer-Spiele gab.

Ich bin die Buchela – ich bin nur einmal da

Gibt es wirklich Hellseher, die die Zukunft vorhersagen können? Ich glaube nicht daran. Aber eine Hellseherin kennenlernen – das wollte ich schon allein aus beruflicher Neugierde. Ich bekam einen Termin bei Madame Buchela. Sie war die berühmteste Hellseherin der Nachkriegszeit. Angeblich gehörten zu ihren Kunden Konrad Adenauer, Edward Kennedy, die persische Kaiserin Soraya und die Eisprinzessin Marika Kilius. Angeblich auch die holländische Königin. „Angeblich“.

Tatsache ist aber, daß Kunden vor ihrem Häuschen in Remagen Schlange standen. Parkende Luxusautos machten klar, daß die Buchela zahlungskräftige Kunden hatte, die fest an ihre Vorhersagen glaubten. Bevor ich sie besuchte, machte ich mich erst einmal „Buchelakundig“. Madame Buchela nannte sich selber eine Zigeunerin. Sie behauptete unter einer Buche geboren zu sein. Daher der Name Buchela. In Wirklichkeit hieß sie Margarethe Gousantier und war eine geborene Merstein. Ein Großteil ihrer Verwandtschaft kam durch Hitlers Zigeuner-Verfolgung im KZ ums Leben. Sie entging den NS-Schergen vermutlich durch ihren französischen Namen, wurde deswegen nicht für eine deutsche Zigeunerin gehalten. Madame Buchela wurde durch ihre Hellseherei steinreich, verschenkte aber viel Geld an arme Menschen und stiftete Hunderttausende für örtliche Vereine. Aber kam eine arme Kirchenmaus zu ihr – sie nahm dann keinen Pfennig. Und tierlieb war sie. Hunde, Katzen, sogar einen Affen. Das Haus war voll mit Tieren.

„Zigeuner sind mißtrauisch“, sagte die Buchela. Sie vertraute keiner Bank, hortete Geld und Edelmetalle in einem Panzerschrank.

Einmal sollte die Buchela von zwei gesuchten Mördern entführt werden. Sie wollten an ihr Geld und an intime Berichte von Buchelas Kunden, um die dann erspressen zu können. Die Hellseherin lockte die Banditen in eine Falle. Die Polizei faßte sie.

Was immer man über die Buchela sagen mag – sie hatte nie vergessen, daß sie die Tochter eines bettelarmen Vaters war, der als Hausierer Bürsten verkaufte. Buchela nahm es von den Reichen – aber gab viel an die Armen.

Jetzt stand ich vor ihrer Tür. Sie hatte Kaffee, Tee und Honigkuchen auf dem Tisch stehen. „Kommen wir gleich zur Sache?“ – sagte sie. „Sie glauben nicht, daß ich die Zukunft vorhersagen kann. Sie sind einer von denen, die nur an das glauben, was man sehen und anfassen kann.“ Das stimmt zwar nicht – aber ich sagte nichts dazu. Mit forschendem Blick sah mich die Buchela an – sagte dann „Sie werden beruflich Karriere machen und einmal sehr reich sein. Sie heiraten eine Frau, die Unglück für sie bringen wird.“

Dann erzählte sie mir viel aus ihrem Leben, klagte, daß sie im Ort nicht „zur Gesellschaft“ zählte – trotz ihrer vielen Spenden. „Ich bin halt für viele nur die verrückte Zigeunerin“.

Fast zwei Stunden redete ich mit der Buchela. Mein Eindruck: Eine Betrügerin war sie nicht. Sie glaubte fest an ihre hellseherischen Kräfte.

Ihre mich betreffenden Vorhersagen: Es ist richtig, daß ich als Journalist berufliche Karriere machte. Reich wurde ich aber nie, und eine Ehefrau, die mich ins Unglück stürzen sollte? Ich war nie verheiratet.

Doch Tatsache ist: Die Buchela – so einfach und ungebildet, wie sie war – es glaubten Tausende an ihre Vorhersa-

gen. Sie wurde deswegen „Die Wahrsagerin von Bonn“ und, die Pythia vom Rhein“ genannt. Es wurden sogar Bücher über sie geschrieben und ein Film gedreht. „Ich bin die Buchela – und bin nur einmal da“ – sagte sie mir – was immer sie damit auch meinte.

Da geht einem der Hut hoch

Geht es Ihnen auch so? Im Alter wird man gelassener, ausgeglichener, toleranter und nachsichtiger. Mir geht es jedenfalls so. Ich bin jetzt 73. Ich habe stark ausgeteilt, stark einstecken müssen. Bei ungerechtfertigten Angriffen linker Medien war ich dünnhäutig, fühlte mich verleumdet und reagierte empört. Das hat sich geändert. Die Angriffe sind geblieben. Aber glauben Sie mir – das kratzt mich nicht mehr so wie früher. Ich habe keine Lust mehr, zu prozessieren, mich auf lange Diskussionen einzulassen. Bei meinen Angriffen denke ich vorher gründlicher nach – möchte niemandem Unrecht tun. Aber die Linken machen es auch einem leicht. Ständig treiben sie neue und verrückte Säue durchs Dorf. Klima-Hysterie, Gender-Wahn, ideologischer Plünn aus der Mottenkiste des vorvorherigen Jahrhunderts. Die Angriffe der Linken sind platt. Immer wieder diese Platte „Nazi, Nazi“. Wer glaubt das noch?

Die vereinigte Linke lügt doch mit ihrer Panikmacherei seit Jahrzehnten. Aussterbende Eisbären? Noch nie gab es so viele wie heute. Saurer Regen, die Wälder sterben. Quatsch. Die „durchlöchernte“ Ozonschicht, die keine gefährlichen Strahlen mehr abhalten kann. Alles Spinnerei und Volksverdummung.

Das Thema Lebensmittel. Wir werden ja vergiftet. Es ist nur seltsam, daß die „vergifteten“ Deutschen älter und älter werden.

CO₂ ist das neue Thema, mit dem alles aufgemischt wird. Es ist ein volkswirtschaftlicher Wahnsinn, auf Kohle, Öl und Kernenergie zu verzichten. Gegen Kernenergie – aber Atomstrom aus Frankreich. Doppelmoral. Die Engländer bauen kleine und sichere Kernkraftwerke – oft nur für die Energie-Versorgung einer Stadt. Sauber, billig, sicher.

Nichts ist gegen Kohlekraftwerke zu sagen, wenn sie über gute Filter verfügen.

Im Alter wird man gelassener? Bei soviel abenteuerlicher Volksverblödung ist es mit der Geduld dann doch vorbei. Da geht einem schon der Hut hoch.

Was ich im Müll-Container fand

Schütteln Sie nicht mit dem Kopf, wenn ich Ihnen sage, daß ich an einem Wochenende den Müll-Container in der Nähe unseres Büros durchgewühlt habe. Ich wollte wissen, was die Anwohner der Hamburger Beethovenstraße wegschmeißen. Einige Passanten sahen mich mitleidig an, einer drückte mir sogar einen 10-Euro-Schein in die Hand, lächelte mich mitleidig an.

„Das Geld kommt von Herzen“, sagte er, als ich es zurückgeben wollte.

Ein wenig peinlich war mir nun doch meine Müllschnüffelei. Aber ich begann zu wühlen, hatte mir Gummi-Handschuhe angezogen.

Eine alte Geige lag im Müll. Völlig intakt, keine Kratzer, ein schönes Stück. In Lettland muß sich manch ein Musik-Student so ein Instrument von der Musik-Hochschule leihen, weil das Geld für eine eigene fehlt.

Ein Federbett. Sah aus wie neu. In durchsichtige Folie verpackte Lebensmittel. Das Ablaufdatum einen Tag überschritten. Ein Huhn, zwei Kilo Rindfleisch, Obst.

Mittendrin zwei Paar gut erhaltene Schuhe und ein dunkler Kinderanzug. Ich packe es zur Seite. Der nächste Hilfstransport geht wieder nach Lettland.

Geht es uns zu gut? Ich kenne viele Deutsche, die finanziell nur so eben über die Runden kommen. Ohne die „Tafel“ müßte manch einer sogar hungern. Und solche Sachen im Müll-Container! Lebensmittel, bei denen das Ablaufdatum nur wenige Tage abgelaufen ist, sind nicht schlecht, können ohne Bedenken gegessen werden.

Allein von den in Deutschland in den Müll geworfenen Lebensmitteln könnte eine ganze Großstadt ernährt werden.

Ich denke an die Nachkriegszeit. Die ersten Jahre haben die Deutschen gehungert. Dann ging es bergauf. Zuerst wurde der Hunger gestillt. Die „Freßwelle“. Vor dem Wiener Wald standen die Deutschen Schlange. Dann kamen Möbel, Bekleidung. Reisen.

Wer in unserem Land kennt heute noch Hunger? Einen Müll-Container durchwühlen – was ich fast vergessen hatte – in dem Müllbehälter fand ich auch einen Packen mit Briefen. Ich habe sie neugierig durchgelesen. Die gesammelten Liebesbriefe eines Mannes aus Hamburg an seine Frau. Wunderschön geschrieben. Das Leben eines Menschen im Müll. Traurig. Vermutlich haben es die Hinterbliebenen eines Verstorbenen in den Müll geworfen. Ein Schatz in der Mülltonne.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet

Abgesehen von der großartigen englischen Königin – ihr Enkel, Prinz Harry, war für mich der Favorit unter den Royals. Mir gefiel seine unbekümmerte Art, sein lockeres Auftreten. Man spürte, daß es nicht gespielt war. Der Mann hat Herz. Aber die falsche Frau. Es gibt Frauen, die ihren Mann aufbauen und Frauen, die ihn nach unten ziehen. Harrys Frau gehört zur zweiten Sorte. Die finanziellen Vorteile in Anspruch nehmen – aber notwendige Pflichten für das Land ausüben von wegen. Sie hat nicht mehr als das Format einer nur mäßig begabten Schauspielerin.

Ich denke an meinen portugiesischen Freund Rui. Sohn einer armen Familie aus Madeira. 19 Kinder!

Ich wollte ihm helfen, holte ihn nach Hamburg, beschaffte ihm eine kleine Wohnung. Deutsch-Kurse im Goethe-Institut. Freunde aus der Geschäftsleitung von Nixdorf-Computer sagten ihm eine Ausbildung als Programmierer zu. Solch eine Ausbildung in Portugal alle Wege hätten ihm offen gestanden. Am Goethe-Institut lernte er eine Brasilianerin kennen. Die erste „große Liebe“.

Tamara war schön aber sonst nichts. Rui beendete die Deutsch-Kurse, wollte nur noch für seine große Liebe da sein. Er schlug all meine Bedenken und Mahnungen in den Wind. Ohne deutsche Sprache auch kein Nixdorf. Ich stellte meine Hilfen ein. Zurück nach Portugal. Da heiratete er seine Brasilianerin. Zwei Kinder haben die beiden inzwischen. Zwei Mädchen. Er wurde Busfahrer, kommt finanziell kaum über die Runden. Glücklicherweise wurde die Ehe nie. Als wir uns vor zwei Jahren in Lissabon trafen, meinte er niedergeschlagen: „Wie dumm war ich, auf alles in Deutschland zu verzichten.“ Die Zeiger der Uhr lassen sich nicht zurückdrehen.

In München habe ich sehr gute Freunde. Ihre Namen möchte ich nicht nennen. Nur so viel: Sie kommen aus Siebenbürgen. Er ist Journalist und sie Informatikerin. Eigentlich wollte er Pfarrer werden, wie der Vater und der Urgroßvater. Dann lernten wir uns nach dem Sturz des Ceausescu-Regimes kennen, und er half mir als Dolmetscher bei den Recherchen zu meinem Buch „Ceausescu – der rote Vampir.“

Die beiden muß man ganz einfach gernhaben. Eine perfekte Familie mit zwei Söhnen. Vor dem Essen ein Tischgebet. Er ist religiöser als die Ehefrau schon von der Familie her. Sie ist eine starke Persönlichkeit. Ein ideales Gespann. Die Frau stützt den Mann und er sie.

Ich habe beide gern. Sie zählen zu meinen besten Freunden. Eine perfekte Ehe.

Ganz anders ein Ehepaar aus der Beethovenstraße. Es begann vor 20 Jahren mit einem Kennenlernen zu einem Essen, zu dem ich die zwei eingeladen hatte. Beide um die 30. Es war wohl Liebe auf den ersten Blick.

Aber dieser Spruch ist schnell gesagt. Und der erste Blick – der zeigt nur Äußerlichkeiten, die auf Dauer keinen Bestand haben. Wie auch immer – es wurde schon nach sechs Monaten geheiratet. Was keiner wußte: Sie trank heimlich. Liebe besiegt auch den Alkohol – sagte er mir. Ich setzte mehr auf Entziehung und Therapie. Trotz Liebe: Das Schnaps-Pensum stieg. Schließlich Entziehung. Schon nach einer Woche brach sie ab und trank noch mehr. Er war verzweifelt. Seine Leistungen in der Firma – er war Abteilungsleiter bei einem Brillen-Konzern – ließen nach – und schließlich kam es zur Kündigung.

Nach sechs Jahren Alkohol-Hölle reichte er die Scheidung ein. Sie bekniete ihn, es noch einmal gemeinsam zu versu-

chen. Aber es war nach all den Erfahrungen sinnlos. Am Tage, bevor er aus der gemeinsamen Wohnung ausziehen wollte, sprang sie von der achten Etage eines Wohnhauses in den Tod. Schuldgefühle ließen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Tiefe Depression. Als er eines Tages nicht mehr ans Telefon ging und die Wohnungstür nicht mehr öffnete ahnte ich Schlimmes. Als die Polizei die Tür aufbrach, fand sie ihn. Erhängt an einem Seil im Wohnzimmer.

Jede dritte Ehe in Deutschland scheitert. Liebe auf den ersten Blick? Wie sagte Schiller? Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet. Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Eine wunderbare Geschichte

Kann das gutgehen? Sie stammt aus einer schwerreichen Hamburger Kaufmanns-Familie, hochherrschaftliche Villa an der Elbchaussee. Schon mit 18 Jahren bekam sie als ersten Wagen einen Mercedes der A-Klasse. Sein Vater Klempner. Die Mama Zimmermädchen in einem Hamburger 5-Sterne-Hotel. Aber der Junge ist intelligent. Er schafft ein Einser-Abitur, beginnt ein Volkswirtschafts-Studium. Zufalls-Bekanntschaft auf dem Hamburger Dom am Schießstand. Er staunt, daß bei der Kleinen jeder Schuß sitzt, sagt lachend „Aber hallo. Sie sind ja besser als Wilhelm Tell.“ Auch er nimmt ein Gewehr in die Hand. Er schießt nicht schlecht. Aber das war's auch. Ein gemeinsames Bier im Bayernzelt. „Wollen wir noch etwas essen gehen?“ – fragt sie. „Ich bin Student“ – sagt er „das kann ich nicht“. „Darf ich ausnahmsweise zahlen?“ – fragt sie. Er sträubt sich einen Moment – aber sie sagt: „bitte“. Wie kann er da mit „nein“ antworten? Verabredung für den nächsten Tag. Schick ist sie angezogen. Soviel sieht er – teure Marken-Mode. Er mit Jeans und kariertem Hemd. Einen langen Spaziergang machen sie im Jenischpark – direkt an der Elbchaussee. „Wenn Du Lust hast, können wir noch bei meinen Eltern einen Kaffee trinken. Wir wohnen hier ganz in der Nähe“, sagt sie. Ein wenig mulmig wird dem jungen Mann. Wohnung an der Elbchaussee – das kann sich nicht jeder erlauben. Nur wenige Schritte – dann stehen sie vor einer riesigen, weißen Villa mit kupfernem Dach. Im Vorgarten des Hauses die Mutter des Mädchens. Auch Marken-Bekleidung. Ein liebes Gesicht. Sie begrüßt den jungen Mann: „Meine Tochter hat mir schon von Ihnen erzählt.“

Nie zuvor hat der junge Mann solche Wohnräume gesehen. Schwere Teppiche auf alten hölzernen Dielen, Silber in den antiken Schränken, kostbare Ölgemälde. Ein

Dienstmädchen schenkt Tee ein, bringt Kuchen auf Tellern aus Meißner Porzellan. „Den Kuchen habe ich selbst gebacken“! – Sagt die Mama – „Ich habe Konditor gelernt.“ Der junge Mann, nennen wir ihn einfach Klaus – atmet innerlich ein wenig auf. Gelernter Bäcker. Dann ist auch sie nicht im Reichtum geboren.

Sie fragt Klaus nach seinem Studium. Nicht nur aus Höflichkeit. Klaus merkt schnell, daß die Frau etwas vom Fach versteht. „Ich habe fast 25 Jahre in unserer Firma mitgearbeitet“ – sagt sie.

Ein schöner Nachmittag. Aber Klaus hat trotzdem „Bauchschmerzen“. Er, seine Eltern und seine zwei Schwestern wohnen in einer 3-Zimmer-Wohnung im nicht so feinen Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg. Seine Mutter sagt irgendwann: „Junge, ich glaube nicht, daß das gutgeht Das ist eine andere Welt“. Auch Klaus kommen Bedenken. Er sagt Einladungen des Mädchens unter Vorwänden ab, geht ihr aus dem Weg.

An einem Sonntag-Nachmittag klingelt es an der Wohnungstür. Ein fremder Mann. Er stellt sich vor: „Ich kenne Sie nur vom Erzählen meiner Tochter. Darf ich reinkommen?“

„Darf ich einen Kaffee oder einen Tee servieren?“ – fragt die Mama von Klaus den Besucher. „Gern“, antwortet er und gleich die Bitte: „Darf ich etwas aus meinem Leben erzählen? Ich bin gelernter Lebensmittel-Kaufmann, mein Vater hatte einen kleinen Obst- und Gemüseladen. Da hab ich mitgearbeitet. Ein Hamburger Kaufmann war dort ständiger Kunde. Es gefiel ihm, daß ich ihn freundlich bediente und gern über Politik sprach. Er bot mir einen Arbeitsplatz in seiner Firma an, versprach mir eine gute Zweitausbildung, würde mich gern als Assistenten haben. Ich schluckte dreimal. Ich kam mir vor dem wohlhabenden Herrn vor wie ein Nichts, konnte nicht begreifen, was ihm an mir

gefiel. Erst Jahre später erfuhr ich, daß er einen Sohn hatte. Sohn und Ehefrau kamen bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Ich erinnerte ihn an seinen Sohn. Die Arbeit in seiner Firma machte mir Freude. Ich kniete mich mit Feuereifer in den neuen Job. Wochenende meist im Büro.

Es war viel, was ich lernen mußte. Die Firma: Eine Schiffs-Reinigungs-Firma. In Hamburg eine Goldgrube. Ich machte aber nicht einen auf ‚feinen Pinkel‘. Tank reinigen. Ich scheute keine noch so schmutzige Arbeit.

Dann wurde mein Chef sehr krank. Krebs. Acht Wochen vor seinem Tod rief er mich ans Krankenbett: *Du wirst die Firma und all meinen Besitz erben. Aber vergiß nie, daß Du deswegen nichts Besseres bist. Bleib bescheiden – so wie Du bist.*“

Firma, privates Vermögen, Edelmetalle, die Villa und etliche Immobilien – ein Schätzwert von mehr als 45 Millionen Euro!

Warum erzähle ich Ihnen das? Meine Tochter hat gespürt, daß Ihr Sohn glaubt, daß er nicht zu ihr paßt. Nur wegen der Moneten. Aber sie liebt Ihren Sohn von ganzem Herzen. So wie er ist. Ich kenne das einfache Leben aus eigener Erfahrung. Die Liebe eines Menschen ist mehr wert als der größte Schatz.

Ein Jahr später Heirat. Aber keine rauschende Hochzeit. Nach der kirchlichen Trauung wurden nur etwa 20 Verwandte und Freunde eingeladen. Die Feier auf einem Hamburger Alsterdampfer.

Das alles ist mehr als 25 Jahre her. Eine glückliche Ehe und sieben Kinder. Drei Söhne. Alle arbeiten mit in der Firma. Reich aber bescheiden“.

Ich finde diese wahre Geschichte wunderbar.

Sie ist nicht verrückt

Ein heiliger Mann. Franz von Assisi. Sohn einer reichen Kaufmanns-Familie, der Gott diente. Ohne jeglichen Besitz. Reichtum bedeutete ihm nichts. Kaum ein Heiliger hat die katholische Kirche mehr beeinflußt als er. Denkmäler und Gemälde vom Heiligen – fast immer zusammen mit Tieren.

Hätte es in der Kirchengeschichte mehrere Franz von Assisi gegeben – vermutlich wäre dann eine Reformation und damit verbundene Kirchenspaltung überflüssig gewesen.

In Assisi lernte ich eine fast 80 Jahre alte Italienerin kennen, die jeden Tag betet, um den Heiligen um Hilfe anzufragen. Sie nimmt Tierliebe zu wörtlich. In ihrem kleinen Häuschen wohnen vielleicht 80 Katzen und 30 Hunde. Zugelaufen, von der Straße geholt, von Menschen zu ihr gebracht.

Das Futter für die Tiere bettelt sie sich zusammen. Ihre karge Rente deckt nur einen Teil der Kosten. Eine „Verrückte“ ist die alte Dame nicht. Sie hat nur einen übertriebenen Tierliebe-Tick. Kaum zu glauben. Was mich überraschte: Ihre Wohnung war blitzsauber – trotz der vielen Tiere.

„Die Menschen haben mich immer wieder enttäuscht“ – sagt sie mir. „Tiere nie“. Franz von Assisi liebte Tiere. Ich glaube, daß er mit ihnen sprach und sie ihn verstehen konnten“. Unser Pfarrer sagt: „Das gibt es nicht; ich glaube es aber doch.“

Von Nachbarn erfahre ich, daß sie zwei gescheiterte Ehen hinter sich hat. Der erste Mann brannte mit einer jüngeren Geliebten durch, der zweite wurde Alkoholiker, schlug sie.

Das einzige Kind, ein Sohn, starb früh an Masern.

Nach diesen schweren Schicksalsschlägen fand sie Befriedigung in ihren Hilfen bei Tieren.

Sicher, sie hat einen Tick – aber die Frau imponiert mir. Für 300 Euro kaufe ich im Supermarkt Tierfutter für sie ein. In Deutschland bekomme ich den mir bekannten Vorsitzenden eines Tierschutzvereins dazu, monatlich über die Dauer eines Jahres 500 Euro an die Frau zu überweisen.

Zu Weihnachten schrieb sie mir. Der Brief trug nicht ihre Unterschrift. Sie hatte den Abdruck einer Hundepfote aufs Papier gemacht – auf einem Stempelkissen eingefärbt. Daneben auf italienisch *gracie*. Danke.

Der alte Herr in der letzten Reihe

Der alte Herr sitzt bei jedem Gottesdienst auf der letzten Bank in unserer lettischen Bernstein-Kapelle. Nach dem Gottesdienst fährt er mit dem Fahrrad gleich ins vier Kilometer entfernt liegende Stalgene. Er ist menschenscheu. An dem Essen nach dem Gottesdienst in meinem alten Familien-Stammsitz nimmt er nie teil. Irgendwann sprach ich ihn an, bat ihn zum Essen zu bleiben. Er stimmte nur widerwillig zu, blieb aber. Etwa 50 Gäste. Im Sommer gibt es Kaffee, Tee und Kuchen – im Winter eine warme Mahlzeit. Meist kräftige Gulaschsuppe. Einige Gäste haben eine Thermoskanne dabei, nehmen noch Suppe mit zu sich nach Hause. Es ist genug da – und die Menschen sind froh, daß sie sich satt essen können – mit Fleisch, das sie sich selber nicht leisten können.

Nach dem Essen lud ich den alten Herrn zu einem Rundgang durch den Park der Kapelle ein. Hatte er darauf gewartet, einmal sein Herz ausschütten zu können? „Die Menschen halten mich für einen Sonderling“, sagte er. „Aber das hat seinen Grund. 1945. Der Krieg war für die Deutschen verloren – für die Letten auch. Sowjets übernahmen die Macht. Nur wenige Wochen später wurden Deportationslisten erstellt. Der eingesetzte Bürgermeister mußte dafür sorgen, daß sie vollständig waren. Auch die Familie des alten Herrn stand auf der Liste. 15 Minuten Zeit zum Packen. Viehwaggon. Sibirien, Juni 1945. Omsk, Tomsk, Novosibirsk. Eltern, Großeltern und seine 4 Geschwister. Das jüngste Kind 4 Jahre. Alles „Faschisten“. In Sibirien hatte nur jeder die eine Idee im Kopf. Überleben. Es kam immer wieder vor, daß Deportierte ihren Leidensgefährten Lebensmittel stahlen. Der Hunger. „Es stimmt nicht, daß der Mensch in schlechten Zeiten mit andern gut zusammenhält. Dauern die schlechten Zeiten zu lang – dann entwickelt der Mensch einen wölfischen Egoismus“.

Der alte Herr weiß, wovon er spricht. 15 Jahre war er in Sibirien. Die Eltern starben dort und zwei seiner Geschwister. Eigentlich sollte die Verbannung nach 10 Jahren beendet sein. Wieder Richtung Heimat. Aber Mitgefangene hatten ihn bei der Lagerleitung angeschwärzt, weil er auf Stalin geschimpft hatte. Gleich 5 Jahre mehr. Ausgemergelt und krank kam er zurück nach Lettland. Freunde von einst gingen ihm aus dem Weg, hatten Angst, daß auch sie als Sowjetfeinde, Arbeiterverräter denunziert werden konnten.

Zu schlecht waren die Erfahrungen des alten Herrn mit den Menschen. Deswegen zog er sich mehr und mehr zurück. Ich munterte ihn auf, erzähle von den vielen guten Menschen, denen ich begegnet bin, und die mir bei meiner Arbeit helfen. Ich bekomme ihn dazu, hin und wieder in unserem Sorgenbüro mitzuhelfen. Dort bekommen Bedürftige Bekleidung, Schuhe, Medikamente, Rollstühle, Lebensmittel und in Ausnahmefällen auch Bargeld. Schon nach dem ersten Tag Mitarbeit im Sorgenbüro taute der alte Herr ein wenig auf, spürte die Dankbarkeit der Menschen, denen er plötzlich helfen konnte. „Manchmal kehren die bösen Geister der Vergangenheit nachts in meinen Träumen zurück“, sagt er. „Aber ich bin dankbar, daß ich nun eine Aufgabe habe.“ Sogar eine „Assistentin“ hat er im Sorgenbüro. Eva, ein 25 Jahre altes Mädchen mit dem Down-Syndrom. Mongoloid hieß es früher. Eva hat keinen Vater. Sie himmelt den alten Herrn an und blüht auf, wenn er im Büro ist. „Mein Leben hat wieder einen Sinn bekommen“, sagt er. „Und es gibt doch mehr gute Menschen, als ich dachte. So viel Dankbarkeit wie hier habe ich nie zuvor erlebt.“

Eine Steckrübe und die Madonna

Einer meiner Bekannten hält sich für einen großen Maler und Kunstkenner. „Moderne“ Malerei nennt er seine Werke. Er ist ein tiefgläubiger Christ, malt nur biblische Szenen. Madonna mit schiefem Gesicht, blauer Hutfarbe, schräggestelltem Mund. Das Christkind wie eine zusammengewickelte Roulade.

Es mußte ja kommen. Irgendwann fragte er mich, wie ich seine Kunstwerke finde. Sollte ich schwindeln? Ich konnte es einfach nicht. Aber ich sagte es temperiert: „Die Geschmäcker sind verschieden. Es gibt sicherlich viele Menschen, denen Deine Bilder gefallen. Ich bin da vielleicht ein wenig altmodisch. Mein Fall sind die Gemälde nicht“.

In Gedanken formulierte ich es deutlicher, halte seine Bilder schlicht und einfach für peinlich-schlecht. Er hatte von mir eine andere Antwort erwartet. Die konnte ich nicht geben. Mag sein, daß ich nicht viel von Malkunst verstehe. Aber für mich ist gegenständliche Malerei nun einmal schöner. Oft bin ich in der Hamburger Kunsthalle, betrachte die Werke alter Meister. Ein Traum – und ich staune immer wieder neu, daß es Künstler gab und gibt, die so zauberhafte Dinge für die ganze Menschheit „produzieren“.

Auf einem Abreißkalender stand unter dem Datum vom 27. Februar 2020 ein Spruch von Max Liebermann (1847 bis 1935), dem berühmten Maler und Grafiker: „Die gut gemalte Rübe ist besser als die schlecht gemalte Madonna“.

Ich wünsche mir, daß mein Bekannter Rüben malt.

Urlaub in Diktaturen?

Die erste Auslandsreise. 1972 Jugoslawien. Herzeg Novi, Bucht von Kotor. Das Hotel war miserabel. Ich fand es toll. Das Essen war solala. Ich fand es Spitze. Die Zimmer waren kleine Kabuffs. Für mich waren sie einfach großartig. Sonne, Meer, baden, mit einem Boot fahren. Faulenzen. Abstecher ins nicht weit entfernte Dubrovnik. Eine der schönsten Städte Europas. Das alles war wichtiger und eindrucksvoller als Hotel und Verpflegung. Neckermann machte es möglich.

Ich sah das erstmal eine Palme. Logisch, daß ich mich gleich vor der Palme fotografieren ließ. Traumurlaub. 30 Jahre später fuhr ich noch einmal nach Herzeg Novi. Alles hatte sich verändert. Hotelburgen überall. Mehr Hotels als Palmen. Aber meine Palme von 1972 – die stand noch. Wieder ließ ich mich mit ihr fotografieren. Junge – was hast du dich verändert – sagte ich mir, als ich die Bilder sah. Aus meinem Hotel von damals war eine Ruine geworden. Es fand sich kein Investor mehr. Ich habe mir ein Hotel in Dubrovnik genommen. Da sprach mich ein Zimmermädchen an. Sie kannte mich noch aus Herzeg Novi. „Ich wußte, daß Sie Journalist sind“ – sagte sie – „wollte Sie um Hilfe bitten. Das Tito-Regime hatte meinen Vater ins Gefängnis gesteckt. Er hatte sich negativ über Tito geäußert.“

Die regierenden Kommunisten brauchten das Geld der Touristen. Vermutlich hätte ich helfen können. Aber das Mädchen hatte nicht die Courage, mich anzusprechen. Acht lange Jahre saß der Vater im Gefängnis.

Krank und als gebrochener Mann wurde er entlassen.

Diese Geschichte geht mir nicht aus dem Sinn. Ich dachte auch darüber nach, ob es richtig ist, in Ländern Urlaub zu

machen, die ganz klar Diktaturen sind. In der Sonne liegen, das Leben genießen. Zur gleichen Zeit volle Gefängnisse und große Mißachtung von Menschenrechten. Das muß jeder für sich entscheiden. Ich mache jedenfalls in solchen Ländern keinen Urlaub mehr.

Das verfluchte Haus

Es sah ein wenig unheimlich aus, total verfallenes Haus – direkt am Atlantik in Lanzarote, Kanaren-Insel. Die Außenwände gestrichen in einem leuchtenden Blau. Reste von prächtigen Stuckdecken waren noch erhalten. Die Fußböden zerborsten. Aber prächtig bemalte Steinfliesen waren an einigen Ecken noch erhalten. Weit und breit kein anderes Gebäude. Der Wind fegte durch die zerborstenen Fenster durchs Haus. In der Nacht – ein Platz zum Gruseln.

Ich war davon überzeugt – dieses Haus muß eine Geschichte haben. Und die wollte ich kennen.

Ein kleines Dörflein – vier Kilometer entfernt. Ich heuerte eine junge Studentin als Dolmetscherin, und dann abgetaucht in die Vergangenheit. Eine über 90 Jahre alte Frau die erste Anlaufadresse. Und was sie erzählte – das war abenteuerlich. Das Haus wurde in den Dreißiger Jahren von einem Spanier gebaut, den die Einheimischen nur den Verrückten nannten. Menschenscheuer Sonderling. Er gehörte zu Francos Leibgarde. Bei einem Streit mit einem anderen Leibgardisten hatte er das rechte Auge verloren. Aus mit der Leibgarde. Aber Franco sorgte für seinen engen Kreis und zahlte eine stattliche Pension, von der sich der „Verrückte“ das prächtige Haus bauen konnte.

Damals eine Sensation – das Haus hatte sogar fließendes Wasser – gewonnen durch wohl eine der ersten kleinen Meerwasser-Entsalzungsanlagen. Wasser wurde zum Kochen gebracht, der Dampf durch Röhren geleitet, schließlich als salzfreies Wasser in einem großen Behälter salzfrei gesammelt. 30 Liter Wasser in 24 Stunden.

Nur einmal im Monat kam er in einem alten Auto ins Dorf, kaufte, was er zum Leben brauchte. Sein ständiger

Begleiter – ein ehemaliger Straßenhund, den er aufgenommen hatte. „Gegrüßt hat er nie“, erinnert sich die alte Dame. „Mit einer schwarzen Augenklappe sah er aus wie ein Seeräuber“.

Kinder konnte er nicht leiden – erinnern sich andere Dorfbewohner. Wenn sie sich das Auto ansehen wollten, scheuchte er sie mit bösen Worten davon.

„Aber“, so die alte Dame – „er hatte ein Herz für den Bettler des Dorfes. Er gab ihm Lebensmittel und Bekleidung, vergaß ihn nie.“

Niemand wagte sich in die Nähe seines Hauses. Versuchte es doch jemand – er schoß mit einem Gewehr mit scharfer Munition in die Luft.

Einer wagte es doch. Der Dorf-Pfarrer. Er ließ sich durch die Warnschüsse nicht einschüchtern, ging schnurstracks auf das Haus zu. Der Hund kam ihm freundlich entgegen trotz der Rufe des „Verrückten“. „Faß ihn!“

Dem „Verrückten“ muß es imponiert haben, daß der Priester keine Furcht zeigte. Jedenfalls blieb er über eine Stunde im Haus.

Der Neffe des längst verstorbenen Priesters wußte, worüber die zwei gesprochen hatten. Revolution in Spanien. Kommunisten und Sozialisten wollen die Macht in Spanien. Finanziert von Stalin. Aber Zehntausende von Kämpfern aus ganz Europa schließen sich den „Freiheitskämpfern“ an. Franco reagiert mit unglaublicher Härte. Massen-Verhaftungen, Erschießungen.“

Auch der junge Willy Brandt begeisterte sich für die Franco-Gegner, schreibt glühende Traktate.

Franco kommandiert den „Verrückten“ zu einem Erschießungs-Kommando. Waren es Hunderte oder mehr. Der „Verrückte“ zählt die Toten nicht mehr, die durch seine Kugeln ums Leben kommen.

Dem Pfarrer sagt er: „Auf mir lastet der Fluch von vielen, vielen Müttern und jungen Frauen, die durch mich ihre Söhne oder Männer verloren.“ Im Dorf fällt auf, daß der „Verrückte“ schon drei Monate nicht einkaufen gekommen war. Drei mutige junge Männer gehen zum blauen Haus am Meer. Sie klopfen an die Tür. Nichts. Durch ein geöffnetes Fenster steigen sie in das Haus ein – und machen eine schreckliche Entdeckung. Auf einem Sessel ein verwesener Toter. Daneben sein toter Hund. Das Tier eine Kugel im Kopf, der „Verrückte“ muß sich ins Herz geschossen haben.

Die Polizei findet ein Testament. Darin vermacht er dem Dorf-Bettler das blaue Haus, diese prächtige Villa. Doch die Dorfbewohner sind sicher – auf dem Haus lastet ein Fluch. Keiner betritt es.

So verfällt das blaue Haus mehr und mehr. Es war mir unheimlich vom ersten Moment. Das verfluchte blaue Haus – direkt am Atlantik auf der Kanareninsel Lanzarote – mit seiner geprägten Mondlandschaft.

Das törichte Wort von der Selbstverwirklichung

Es war die perfekte Ehe. Schon 35 gemeinsame Jahre. Er Elektro-Ingenieur, sie Lehrerin. Machten sie einen Stadtbummel durch Bremen – Händchenhaltend wie ein frisch verliebtes Paar. Alles stimmte. Glaubten jedenfalls alle. Dann plötzlich reichte sie die Scheidung ein. Die drei erwachsenen Kinder waren sprachlos, Eltern und Freunde auch.

Die beiden stehen mir nah, sind gute Freunde. Ich versuchte zu kitten. Vergeblich. Warum nur nach so langer Zeit problemlosen Zusammenlebens?

Sie druckste herum, wollte nicht raus mit der Sprache. Ein anderer? Ausgeschlossen. Nach zwei kleinen Bierchen löste sich die Zunge ein wenig.

Und da kam es, dieses so törichte, zur Mode gewordene Wort „Selbstverwirklichung“.

Keine Rücksicht mehr auf Kinder oder Partner. Nur noch das machen, was gefällt. Sie fühlte sich – so sagt sie – 35 Jahre eingeschränkt. Ich kenne das Paar 25 Jahre. Ich kann mich an keine Ehe-Probleme erinnern.

Erst die letzten 6 Monate gab es hin und wieder Streit, immer wegen kleiner Nichtigkeiten. Schuhe nicht anständig auf der Fußmatte abgetreten. Jeden Tag ein frisches Hemd, aber keine Lust zum Bügeln. Sie ging öfter allein aus. Immer mit einer Arbeitskollegin aus der Schule.

Die hatte schon drei gescheiterte Ehen hinter sich – und sie war es auch, die der Frau den Floh von der Selbstverwirklichung ins Ohr gesetzt hatte. Die Ehe wurde geschieden. Auszug aus der gemeinsamen Wohnung.

Nach einem Jahr war die Seifenblase von der Selbstverwirklichung geplatzt. Die Kinder hatten sich von der Mutter abgewandt, er war eine neue Partnerschaft eingegangen. Zurück zur Ex-Frau – das wollte er nicht. „Sie hat soviel zerstört. Das kann sich ja jederzeit wiederholen“, sagte er.

Glücklich, allein zu sein, sich selber verwirklichen – alles Quatsch. Der Mensch ist nicht für das Alleinsein geschaffen, auch nicht für eine töricht ausgelegte Selbstverwirklichung. In jeder funktionierenden Partnerschaft kann sich jeder einen kleinen Freiheitsraum einräumen. Wenn der Partner keine Lust auf die Oper hat – dann geht der andere eben allein in den Konzertsaal. Und auch bei der Kleidung oder beim Essen hat jeder seine eigenen Vorstellungen. Ich habe immer wieder gemerkt, daß Selbstverwirklichung im Grunde nichts anderes ist als krasser Egoismus. Schade um diese Ehe!

Wir bestimmen, was richtig und falsch ist

Ich hab die Schnauze voll – jeden Tag immer nur Spagettis mit Tomatensoße. Mach doch endlich mal einen Kochkurs.

Jung verheiratet – vom Haushalt keine Ahnung. Mama hatte alles gemacht. Die Tochter mußte nicht mit anpacken. Nun hat sie den Salat. Der junge Ehemann rebelliert, möchte nicht jeden Tag Spagettis mit fertiger Tomatensoße aus der Tube.

„Du denkst wohl, es ist wie vor 50 Jahren. Die Frau ist nur für den Haushalt da“ – sagt sie böse. Ein Wort gibt das andere. Der erste Ehekrach. Der Friede ist wieder hergestellt, als er sich selber einmal an den Herd stellt. Rezept aus dem Kochbuch. Frikadellen. Es klappt gleich beim erstenmal. Eine Mischung aus Schweinefleisch und Rindfleisch – mit einem aufgeweichten Brötchen. Dazu Kartoffelsalat aus dem Supermarkt. Verfeinert mit Schnittlauch und einem Ei. Er ist stolz, und sie ist glücklich, daß sich der Ehemann als Hobbykoch versucht hat. Für sie wohl auch ein stiller Triumph, nicht mehr nur als Heimchen am Herd gesehen zu werden. Das sind Sorgen

Tatsache ist aber, daß diese ideologischen Spinnereien mit dazu geführt haben, daß in Deutschland die Zahl der Ehescheidungen mehr und mehr ansteigt. Jede dritte Ehe geht in die Binsen.

Was „modern“ ist – das muß nicht immer auch gut sein. Mag sein, daß ich ein wenig altmodisch denke. Aber ich habe nichts dagegen, daß eine Frau „nur“ Mutter oder Hausfrau sein möchte. Das heißt ja nicht, daß auch der Ehemann im Haushalt nicht mit anpackt. Ich kenne auch gut funktionierende Ehen, in denen die Frau berufliche

Karriere macht und der Mann sich auf den Haushalt konzentriert. Wer will vorschreiben, was hier richtig und falsch ist.

Was mir nicht paßt, ist das Kommandieren der Grünen – nach dem Motto: „Nur so ist es richtig, und nur so darfst du es machen.“ Was ist diskriminierend, wenn eine Frau unverwässert die Rolle einer Frau leben möchte und der Mann die klassische Rolle als „Oberhaupt der Familie – vorausgesetzt, er hat auch den Geist dazu.“

Ich bin Zeit meines Lebens Junggeselle, bin eigentlich nicht der Richtige für so ein Thema. Aber mein Freundeskreis ist groß und sehr bunt. Da spielen solche Themen immer wieder eine Rolle.

Davon schielt mein Hund Flirt

Oma John war nicht zu bremsen. Verliebt in meinen Schäferhundmischling Flirt und fütterte ihn heimlich mit Zuckerwürfeln. Flirt fand das natürlich toll – und wann immer er konnte, rückte er aus und lungerte vor dem Wohnzimmer des kleinen Häuschens auf dem Hof. Oma John wohnte hinten, Sohn, Schwiebertochter und Enkelkind Cordula vorne. Für Oma John hieß mein Flirt „Filax“ so wie einer ihrer Hunde aus Ostpreußen. Ich wollte von Oma John immer in ihrem ostpreußischen Dialekt den Satz hören: „Jungchen, griß mir das Marjelchen“. Ich hatte das vom Quizmaster Kulenkampf gehört, der den Dialekt perfekt sprechen konnte. Das Marjelchen. Die Flucht aus Ostpreußen war furchtbar. Aber ich wollte schon als Kind alles darüber wissen – und lauschte Oma John, die dabei meist weinte. Sie hatte schreckliche Dinge mitbekommen. Vergewaltigungen, Menschen totgeschlagen, Flüchtlings-Trecks mit Panzern überrollt. Mit offenen Armen wurden die Flüchtlinge nicht im Westen aufgenommen. Aber Herbertchen, wie sie ihren Sohn nannte, konnte schnell in seinem alten Beruf als Versicherungsmakler Fuß fassen. In den Fünfigern baute er in unserer Nachbarschaft ein Reihenhäuschen in der Bremer Finke-
nau – und für seine Mutter Oma John, das kleine Häuschen auf dem Hof.

Natürlich ärgerte es mich, daß Oma John meinem Flirt immer wieder Zuckerwürfel gab. Ich drohte ihr: „Oma John, laß das sein, sonst lege ich dir verfaulten Fisch auf die Fensterbank. Dann kommen Ratten“. Die Drohung half nicht viel. Weiter gab es Zuckerwürfel. Da behauptete ich: „Wenn Hunde Zuckerwürfel fressen, dann schielen sie bald“. Aber mein Flirt schielte nicht. Er lief quietschfidel auf dem hinter den Häusern gelegenen Bahndamm hinter Plünnhändler Heidemanns Schafen nach, bellte laut und

hatte seine Freude, wenn die Schafe davonflichten. Das nahm ein Ende, als ein weniger scheues Schaf auf ihn losging und derart rammte, daß er den Bahndamm herunterkugelte. Seitdem hatten Heidemanns Schafe ihre Ruhe vor ihm.

Oma John erzählte von ihrem Filax Geschichten, die sich gut anhörten. Ob sie stimmten ich hab da so meine Zweifel. Angeblich konnte er auf einem Seil laufen und einen Wasserball auf der Schnauze balancieren. „Er hätte im Zirkus auftreten können“ – sagte Oma John. Meine Mutter: „Oma John tüddelt“ – was auf bremisch soviel heißt wie: „Sie spinnt“.

Oma John wurde weit über 80. Mein Flirt überlebte sie um fünf Jahre und er schielte nicht.

Sind wir nicht alle ein „büschen“ eitel?

Wer ist schon davon frei? Frei von Eitelkeit – und wenn es auch nur ein ganz klein wenig ist, ein „büschen“ eben.

Anfrage eines lettischen Journalisten nach aktuellen Fotos für ein Interview in der NEATKARIG (Die unabhängige), einer großen lettischen Tageszeitung. Die Versuchung ist groß, Bilder rauszusuchen, auf denen man jünger ist. Ich habe Parkinson. Das macht das Gesicht nicht schöner. Soll ich, soll ich nicht? Schließlich finde ich einen Kompromiß. Ich liefere Fotos, die nicht mehr so ganz taufrisch sind und mische sie mit aktuellen Aufnahmen. Ganz redlich ist das nicht. Aber die Eitelkeit. Vielleicht entscheidet sich der Journalist ja doch für ein altes Foto.

Konnte der gute Mann Gedanken lesen? Er nahm Fotos, jung und alt. Obendrein noch ein Joachim als pausbäckiges Kind auf dem Arm der Mama.

Einen Denkkzettel für meine Eitelkeit bekam ich postwendend. Eine ältere Dame hielt mich in Riga auf der Straße an und meinte: „Herr Siegerist, auf den Fotos in der Zeitung sehen Sie aber viel jünger aus.“ Sehr überzeugend war meine Antwort nicht: „Auf die Auswahl der Fotos habe ich keinen Einfluß. Die sucht die Zeitung selber aus“.

Ein wenig Eitelkeit – die hat wohl jeder. Aber eigentlich ist es dumm, wenn wir uns von Eitelkeiten leiten lassen. Sie sind ja doch nur ein sehr hohles Gebilde.

Wie verrückt war man als junger Kerl. Am Sonnabend Disco. Damals – in den Siebzigern – da war es schick, wenn das Gesicht ein wenig gebräunt war. Dafür gab es spezielle Salbe, wenn die Sonne nicht Farbe ins Gesicht gezaubert hatte. Braune Creme ins Gesicht. Davon blieb

viel am Kragen – und auch die Hände waren ja nicht braun. Trotzdem machten wir es. In asiatischen Ländern wollen die Menschen weiß sein. Meine liebe Freundin Pornthip aus Bangkok scheuerte ihre braune Haut mit einer Wurzelbürste. Brachte nichts. Dann nahm sie – wie die meisten jungen Thais – die Creme „Withening“ – ein Weißmacher der Haut.

Das war schon ein wenig verrückt. Wir waren gemeinsam auf einer Englisch-Schule in Bath bei Bristol. Trafen wir uns am Abend in der Disco Monaco – sie mit Whitening, ich mit Bräune aus der Tube.

Weiß und braun. Was der eine schön fand, empfand der andere als nicht sehr schön. Wir sind schon seltsame Vögel, wir Menschlein mit unseren ach so menschlichen Eitelkeiten.

Ein schlagendes Argument

Universitätsstadt Freiburg. Viele gut organisierte linke Uni-Gruppen. Ausgerechnet in Freiburg hatten wir eine Straßen-Demo gegen Babymord im Mutterleib. Um die 500 Anhänger waren gekommen. Aber mindestens 2000 Gegendemonstranten. Hauptredner Pfarrer Winfried Pietrek, mutiger katholischer Geistlicher, der für seinen Glauben schon ins Gefängnis gegangen und im letzten Moment vor den Vietkongs aus Vietnam entkommen war. Nicht freiwillig. Amerikanische GI's hatten ihn einfach geschnappt und in einen Hubschrauber befördert.

Winfried Pietrek wurde in Freiburg mit Eiern beworfen. Die meisten mit zwei Regenschirmen abgewehrt. Einige trafen aber. „Ist gut für den Haarwuchs“, meinte er lachend, redete weiter.

Ein Demonstrant hatte die Polizeikette durchbrochen, ging mit einem Holzkreuz auf Winfried Pietrek los. Unser Herrgott hat mir zwei Eigenschaften in die Wiege gelegt. Ich bin ziemlich furchtlos und aufbrausend.

Ich schrie den breitschultrigen Kreuz-Träger an: „Verschwinde, Du rote Ratte“. „Halt's Maul, Nazi“ – kam die Antwort. Ich riß ihm sein etwa zwei Meter hohes Kreuz aus leichtem Holz aus der Hand – und ehe er sich versah, schlug ich es ihm auf dem Schädel in zwei Teile. Ein junger Polizist kam dazu und sagte mir leise: „Verschwinden Sie schnell. Sonst müssen wir Sie festnehmen. Das ist Körperverletzung.“ Nach einer Stunde war unsere Demo vorbei.

Junge Teilnehmer unserer Demo fanden es natürlich gut, daß ich dem Linken das Kreuz auf dem Kopf zerdeppert hatte. Mein Freund Winfried Pietrek meinte nur: „Joachim.

Schlagende Argumente sind nicht immer die besten. Und ein Kreuz dafür zu nehmen na, Du weißt schon

Wie wir zum Weihnachtsbaum kamen

Weihnachten ohne Christbaum – das ist schon komisch. Für Kinder undenkbar. Ohne Weihnachtsbaum – das ist kein richtiges Weihnachten für die Kleinen. Ich kenne keine Kirche, die zu Weihnachten keinen großen Weihnachtsbaum am Altar hat – bunt geschmückt.

Dabei ist der „Weihnachtsbaum“ – oder besser „Christbaum“ – eigentlich kein christlicher Brauch, eher ein heidnischer. Immergrüne Pflanzen – das war gleichbedeutend mit Gesundheit und Lebenskraft. Für die alten Ägypter bedeuten Kränze und Girlanden Sinnbild des ewigen Lebens.

Die Römer hingen sich Kränze vor die Türen um böse Geister abzuhalten. 1492 tauchen bei den Christen erstmals Weihnachtsbäume auf. Das Liebfrauenwerk zu Straßburg kaufte neun Tannen. Ende der ältesten schriftlichen Erwähnungen eines Weihnachtsbaumes war 1527. Aufgezeichnet in einer Akte der Mainzer Herrscher von „die weinnacht baum“. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden die Nachrichten über den Weihnachtsbaum immer häufiger. Zunächst konnten sich nur wohlhabende Menschen einen Weihnachtsbaum leisten. Die Stadtbevölkerung mußte sich mit Zweigen und anderem Grün begnügen.

Den Durchbruch erlebte der Weihnachtsbaum, als die katholische Kirche – zunächst zögerlich – Christbäume aufstellen ließ. Die Krippe hatte größere und vor allem christliche Symbolkraft.

Deutsche Einwanderer brachten den Weihnachtsbaum in die USA. Als die englische Königin Viktoria 1837 Albert

von Sachsen-Coburg und Gotha heiratete, kam der Weihnachtsbaum mit ihm auch nach England.

Auf dem Petersplatz in Rom wurde erst 1982 erstmals auch ein Weihnachtsbaum aufgestellt.

Als Kind bestand ich darauf, daß der Weihnachtsbaum bis zu meinem Geburtstag am 29. Januar stehenblieb. Ein trauriges Bild. Baumskelett – kaum Nadeln.

Traurig finde ich es immer wieder, wenn nach dem 6. Januar auf den Straßen der Städte die „abgeplünderten“ Weihnachtsbäume für die Müllabfuhr liegen. Auf dem Lande ist das meist „gnädiger“. Dort werden die Weihnachtsbäume gesammelt und, aufgeschichtet zu einer kleinen Pyramide, feierlich verbrannt. Und manche Dorfbewohner singen dann noch einmal in die lodernde und knisternde Glut: „Oh Tannenbaum.“

Platsch – Wasser auf die Köpfe

Umbauarbeiten in dem von mir bewohnten Mietshaus in Hamburg. Für 8 Stunden wird das Wasser abgestellt. 8 Stunden kein Wasser. Problem. Zur Sicherheit lasse ich die Badewanne volllaufen. Wer weiß, wenn es doch länger dauert. Für alle Fälle. Erst hinterher sage ich mir: „Bist du verrückt geworden? Eine ganze Badewanne voll?“ Mir fällt ein, wie wir als Evakuierte in Nordfriesland das Wasser aus 100 Metern Entfernung aus einem Brunnen in die Wohnung tragen mußten. Eines Tages waren Wasserratten im Brunnen. Der nächste war über einen Kilometer entfernt. Baden oder tägliches Duschen? Von wegen. Einmal in der Woche wurde die große Zinkwanne mit Wasser gefüllt. Für vier Kinder. Fließendes Wasser aus dem Hahn ist für uns so selbstverständlich geworden, daß wir gar nicht mehr darüber nachdenken. 844 Millionen Menschen haben kaum Wasser – oder kommen nur nach langen Fußmärschen an das kostbare Naß. Durch schmutziges Wasser und fehlende Hygiene sterben jährlich 361.000 Kinder unter fünf Jahren an Durchfallerkrankungen und verschmutzten Lebensmitteln.

Zwei Drittel der Weltbevölkerung leiden unter schwerer Wasserknappheit für mindestens einen Monat im Jahr. Für eine Milliarde Menschen ist das Wasser das ganze Jahr über knapp, darunter auch in großen Städten.

Ich erinnere mich noch daran, wie ich mich beim Militär in der Grundausbildung nach einem langen Marsch im Hochsommer nach Wasser sehnte. Und als wir endlich an einem Brunnen rasteten – da schmeckte mir das Wasser besser als der beste Champagner.

Was war das für ein Jubel, als ich in Namibia für die Bevölkerung eines kleinen Dorfes einen Brunnen bohren ließ

und plötzlich das Wasser sprudelte. Bisher mußte es immer aus einem verschmutzten Fluß in vier Kilometern Entfernung geholt werden. Im Fluß waren Krokodile, die schon drei Menschen in den Tod gerissen hatten. Das Wasser war den Dorfbewohnern so kostbar, daß zwei Mann den Brunnen Tag und Nacht bewachen mußten.

Landwirtschaft und Industrie verbrauchen das meiste Wasser. Was kaum zu glauben ist: Nur 0,014 % des gesamten Wassers auf der Erde ist Süßwasser. Über 97 % Salzwasser. Gestaunt habe ich in dem arabischen Land Dubai. Ein Wüstenland. Aber überall ist es grün und bewässert. Gewaltige Meerwasser-Entsalzungsanlagen versorgen Land und Leute mit Trinkwasser. Möglich ist das nur durch die Milliarden aus dem Ölgeschäft.

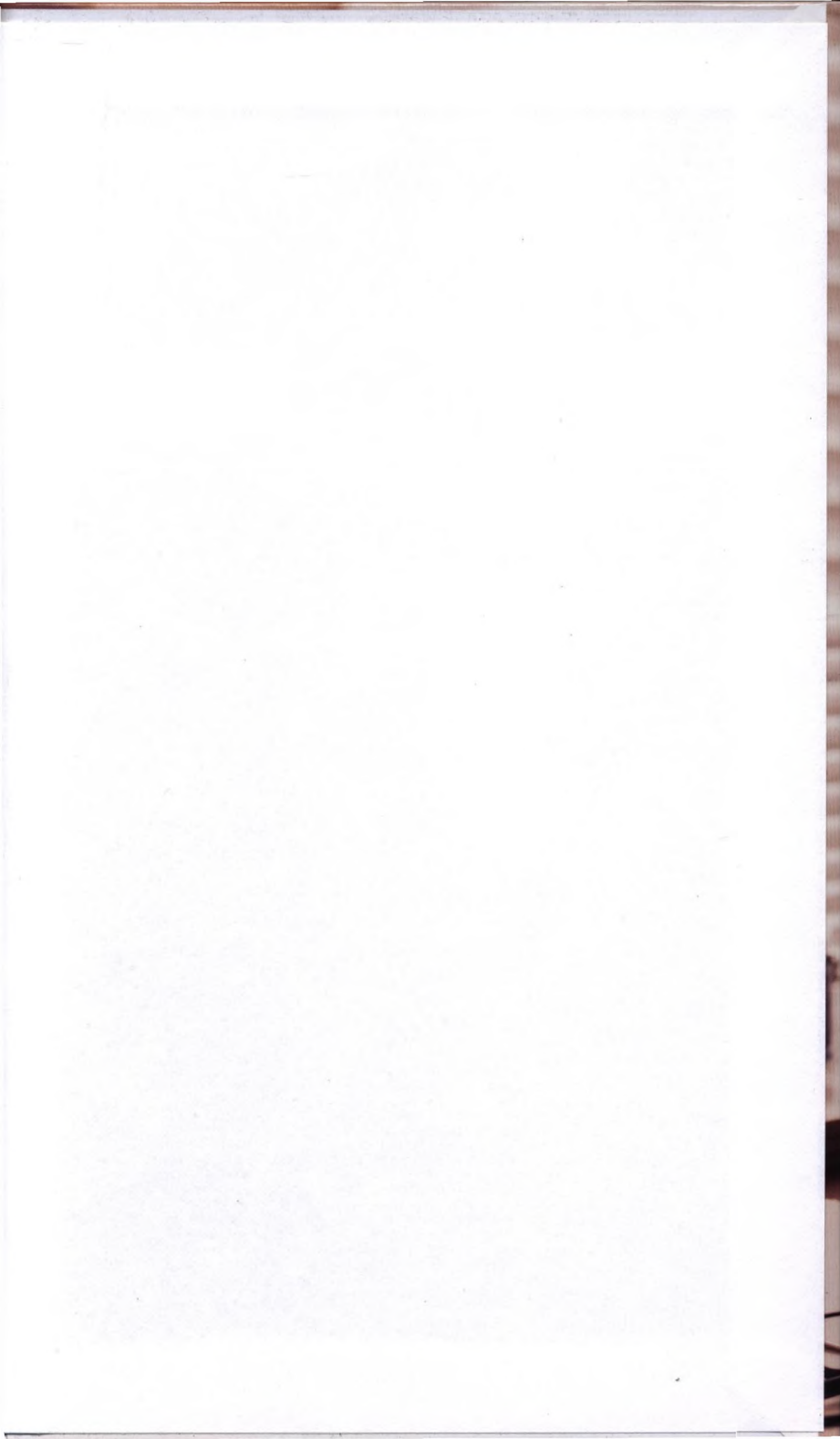
Sträflich wird mit dem Trinkwasser in Namibia umgegangen. Der Grundwasserspiegel ist dermaßen gefallen, daß in großen Teilen des Landes nichts mehr wachsen kann. Unmengen von Trinkwasser werden zur Uran-Gewinnung verbraucht.

Kleiner Abstecher in die Kindheit – auch zum Thema Wasser. Wir wohnten in der 4. Etage der Steinstraße 4 in Kiel. Wenn andere Kinder mich ärgern wollten, dann brüllten sie auf der „Wäääärner komm runter, die Sonne geht unter. Wäääärner“. Ich heiße mit Vornamen Werner Joachim. Aber seit diesem Wäääärner liebe ich den Namen nicht besonders. Meine Rache an den Krakelern kam schnell. „Platsch“ kippte ich ihnen einen bis oben hin gefüllten Eimer mit Wasser auf die Köpfe. Der bitterböse Hauswirt Adolf Schlegel sah das und drohte erneut mit Räumungsklage. Denken muß ich beim Thema Wasser auch an meine kleinen Franzosen-Freunde, die im Erdgeschoß des von mir bewohnten Mietshauses wohnen. Zwei Jungs, ein Mädchen. „Was wollt ihr – Wasser oder Bonbons?“ Die Antwort mit voller Lautstärke „Waaaasser“. Platsch waren

sie naß. Logisch – nur im Sommer. Bonbons gab es natürlich trotzdem.

Ein anderes Wasser-Erlebnis. Gesehen auf dem Hamburger Jungfernstieg an einem Sonntag. Die Mama hatte ihren etwa vierjährigen Sprößling fein herausgeputzt. Weiße Hose. Eine hellblaue Jacke. Nach kräftigen Regenschauern große Pfützen auf dem Gehweg. Es ging blitzschnell. Platsch – sprang der Junior mit seiner sonntäglichen Kluft in die Pfütze, sprang dreimal darin hoch und runter. Eine vorbeigehende Oma bekam einen Teil des Segens ab. Das Kind selbst naß und schmutzig. Die Mama wurde puterrot im Gesicht, entschuldigte sich mehrmals. Der Kleine war glücklich – und ich mußte lachen. Achten Sie einmal darauf. Kinder lieben es, in Pfützen herumzuspringen.

Ein kleines Wasser-Sparprogramm habe ich mir selber verordnet. Früher habe ich die volle Badewanne mit gut riechenden Essenzen geliebt. Ich bin auf die Dusche umgesprungen und habe ein etwas besseres Gewissen.



Bunt wie ein Karussell

Wenn er an seiner alten Schreibmaschine sitzt -
dann bitte nicht stören. Eine zauberhafte
Kurzgeschichte nach der anderen entsteht.
Große Politik - aber auch die ganz, ganz kleinen
Dinge des Alltags - immer dann wenn es zu
Ende geht, dann erscheint ein neues Siegerist-
Buch. Klare Worte in der Politik, aber auch
reichlich Raum für bei Kindern belauschte
Gespräche über Gott, von dem sie gern die
Schuhgröße wüßten. Joachim Siegerist,
konservativer Christ mit tiefer sozialer Prägung.

Alles in allem: Wunderbar zu lesen.
Lesegenuß pur.

Joachim Siegerist

Ich kann den Mund nicht halten